

Johannes Stockmayer

Texte zum Thema
Krise

Inhalt:

Leiten in der Krise

Krisenmanagement nach Matthäus 18

Kraftquellen in einer Krise

Soziale Intelligenz

Wie geht es nach Corona weiter?

Was wird morgen sein?

Der prophetische Dienst

Sich vorbereiten auf die Krise

Vom Problem zur Lösung

Offen sein für Neues

An der Schwelle zu einer neuen Zeit

Die ersten Schritte wagen

In Gottes Schule

Keine Angst vor der Zukunft

Was muss sich verändern?

Lernen von der Krise

Enttäuschungen in Gemeinden

Was hilft in der Krise?

Die Begegnung

Stillhalten in der Krise

Zwei Interviews aus aktuellem Anlass

Leiten in der Krise

In Krisenzeiten sind Leiter einer Gemeinde auf ganz besondere Weise herausgefordert: Sie präsentieren sich stark und halten sich gleichzeitig zurück. Es ist eine Versuchung, in der Krise die Gemeinde zu entmündigen und sich selbst zum Retter zu erklären. Da in einer Krise niemand mit Sicherheit sagen kann, was jetzt absolut richtig ist, und keiner die optimalen Handlungsmöglichkeiten kennt, bedeutet in dieser Situation Stärke: mit der Schwäche leben - ohne sie als Ausrede zu verwenden.

Der Leiter nimmt die Krise als seine Gelegenheit an, um zu leiten. Er versteht die erschwerten Umstände nicht als Hindernis, sondern als persönliche Herausforderung. Für diese Situation ist er Leiter, dafür hat ihn Gott eingesetzt. Er schiebt seine eigenen Pläne in die Schublade und konzentriert sich darauf, was jetzt dran ist. Er weiß nicht, was absolut richtig ist - und trotzdem handelt er: besonnen und ruhig. Und vor allem: Er nimmt die Gemeinde in die Pflicht, denn Krisenbewältigung gelingt nur gemeinsam.

Eine Krisensituation erfordert als Erstes, das Tempo zu verringern: Jetzt geht es nicht um die großen Schritte einer kühnen Vision, sondern um Klärung, was als Nächstes dran ist. Man rückt zusammen, tauscht sich über persönliche Erfahrungen, Sichtweisen und Möglichkeiten aus. Gut, wenn ein Leiter nun nicht allein ist, sondern ein verantwortliches und kompetentes Team hat, mit dem er beraten kann. Da eine Krise die Tendenz hat, hektische Maßnahmen zu Abwehr zu provozieren, ist es nun im Gegensatz dazu wichtig, ruhig zu werden, Abstand zum aktuellen Geschehen zu bekommen, die Lage aus Gottes Sicht zu sehen. Dazu hilft der gemeinsame Austausch, die besonnene Begegnung mit anderen Menschen und das Gebet, um nicht in Hektik zu verfallen und möglichst schnell durchgreifende Maßnahmen zur Krisenbewältigung zu ergreifen. Aber auch wegducken, die Krise verleugnen und so weitermachen wie bisher ist keine Option. Gerade wenn es kritisch wird, hat der Leiter seinen Platz in der Mitte seiner Gemeinde, jetzt gehören Leiter und Gemeinde unbedingt zusammen, beide sind aufeinander angewiesen.

Eine Versuchung ist es, wenn ein Leiter die Notlage ausnützt, um sich groß zu machen und als allmächtig aufzuspielen. Krisen werden nur gemeinsam bewältigt und hier sind alle gefragt. Auch wenn es mühsam ist, muss man nun zusammenkommen und miteinander reden. Das gemeinsame Gespräch ist der erste wichtige Schritt zur Krisenbewältigung. Das Gespräch verläuft ehrlich und ohne den Versuch, Menschen zu bestimmen oder zu manipulieren. Mit hoher Transparenz und Offenheit werden die Fakten ausgetauscht und nötige Maßnahmen begründet. Unterschiedliche Meinungen, Vorstellungen und Vorschläge werden stehen gelassen und akzeptiert, niemand wird überredet oder mit Druck überzeugt. Denn jede Krise hat das Potenzial zur Spaltung und trennenden Polarisierungen. Zerfällt die Gemeinde in Gruppen, die gegeneinander kämpfen, verschärft das die Krise bis hin zur Handlungsunfähigkeit. Die Aufgabe des Leiters ist, zu vermitteln, auszugleichen, integrativ zu wirken. Er moderiert das Gespräch, sorgt dafür, dass Bedenken zur Sprache kommen können - bezieht dabei aber selbst eindeutig Stellung: nicht gegen jemanden, sondern für die Sache, zum Wohl der Gemeinde. Sein Wort bekommt Gewicht, was er sagt, hat Bedeutung, denn es klärt die Situation und zeigt Perspektiven auf. Wird seine Meinung angenommen? Jetzt zeigt

es sich, ob die Gemeindeglieder gelernt haben, sich ein- und unterzuordnen und die Anweisungen der Leitung zu respektieren - auch wenn sie nicht alles verstehen oder akzeptieren können. Eine Gemeinde, in der gegenseitige Liebe gelebt wird, hat nun die besseren Voraussetzungen, die Krise zu bewältigen, als eine Gemeinde, in der sich jeder durchsetzen will. Jetzt zeigt es sich, ob man gelernt hat, hörend miteinander zu reden, und ob man eine faire Auseinandersetzung trainiert hat. Und jetzt zahlt es sich aus, wenn ein Leiter das unbedingte Vertrauen seiner Gemeinde erworben hat, weil alle wissen, dass er nicht eigennützig und eigensinnig handelt, sondern das Weiterkommen aller im Blick hat.

Nun zeigt sich auch, ob die Beziehungen geklärt sind, oder ob es „Altlasten“ gibt. Es ist ein Kennzeichen der Krise, dass unterschwellige, nicht verarbeitete Probleme „aufwachen“ und viel Aufmerksamkeit fordern. Der Leiter unternimmt deshalb alles, damit nichts zwischen ihm und seiner Gemeinde steht und räumt die Hindernisse, die sich (vielleicht über lange Zeit) aufgebaut haben, aus dem Weg. Vor der Krisenklärung steht die Beziehungsklä rung. Alte Fehden und Kämpfe werden ausgesetzt, man begegnet sich ohne die bisherigen Vorbehalte und Einschränkungen. Jetzt ist Einigkeit nötig, denn die Krise kann nur gemeinsam bearbeitet werden. Das Trennende darf die Krisenbewältigung nicht hindern: Wo möglich kommt man zusammen, spricht sich aus und vergibt, was war - damit man sich, frei von den Last der Vergangenheit, mit aller Kraft gemeinsam der Krise stellen kann. Es ist vor allem wichtig, dass der Leiter in seiner Funktion akzeptiert wird, damit er handlungsfähig ist für das, was jetzt getan werden muss. Wenn der Leiter das Ja seiner Gemeinde besitzt, kann er vorangehen. Deshalb tut er alles, um dieses Ja zu bekommen.

Vielleicht ist eine Zäsur nötig: alte Vorstellungen werden aufgegeben, damit Neues Raum gewinnen kann. Je grundsätzlicher und klarer die Zäsur stattfindet, desto leichter wird der Weg aus der Krise. Alles wird auf den Prüfstand gestellt, alles steht zur Disposition: Wir fangen neu miteinander an und erfinden uns, unsere Gemeinde neu. Aus den Schwierigkeiten wird das Neue geboren. Was jetzt entsteht und sich formiert, ist etwas anderes als das, was wir bisher hatten. Wir finden zu uns, Leitung und Gemeinde kommen zusammen zu Gott. Beziehungen sind nun wichtig, die persönliche Begegnung, der gemeinsame Austausch, das hörende Gebet. Daraus wächst ein neues, starkes Ja zueinander. Eine Gemeinschaft, die durch eine Krise gewachsen ist, ist stark geworden - weil dieses Ja zueinander ein starkes, ein bewährtes Ja ist - und alle mit einbezieht, inklusive der Leitung.

Dies bedeutet, dass jeder seine Bereitschaft zum Hören und für Kompromisse in diese Gesprächsrunden einbringen muss. Wer in der Krise nur seine eigenen Vorstellungen festhalten und immer wieder betonen muss, wird starr und unbeweglich. Die Krise zwingt dazu, beweglich zu werden und loszulassen, damit wir uns einlassen können: auf die Situation und ihre Bedingungen, auf die Menschen und auf neue Möglichkeiten. Leiter, deren Stärke wie ein Korsett ist, die sich stark machen müssen (weil sie es in Wirklichkeit nicht sind), sind in dieser Situation verloren, denn sie bleiben bei dem, was sie schon immer gesagt, und halten sich daran fest, was sie schon immer so getan haben - was aber nun nicht

mehr umsetzbar ist. Wirklich starke Leiter können schwach ein, das heißt: sie können loslassen auch wenn sie dann nichts mehr in der Hand haben. Sie können zugeben, dass sie auch nicht genau wissen, was jetzt richtig ist und sich fragend und suchend auf alle Möglichkeiten einlassen, die sich zeigen - oder die man gemeinsam entdeckt. Sie sind stark durch die Unterstützung ihrer Gemeinde. Die Gemeinde bestätigt sie in ihrer Funktion der Leitung. Sie spricht ihnen die Autorität zu, die sie jetzt brauchen. Das macht sie sicher. Weil sie wissen, dass die Gemeinde hinter ihnen steht, können sie vorangehen.

Leiter brauchen Mut, vor allem jetzt in dieser Situation. Sie werden nicht von Angst gesteuert. Ihr Mut ist nicht Angstlosigkeit, sondern erwächst aus der Zuversicht, dass die Angst nicht das Letzte ist. Trotz Unsicherheit stehen sie fest und vertrauen: auf Gott, auf die Gemeinde, auf ihre Möglichkeiten. Die Angst hilft ihnen, vorsichtig zu agieren - aber nicht ängstlich. Sie loten die Möglichkeiten aus und gehen vielleicht auch über Grenzen hinaus. Sie wollen dabei neue Wege entdecken, herausfinden, wie es *auch* geht. Da die bisherigen Maßgaben außer Kraft gesetzt sind und niemand sicher weiß, was jetzt funktioniert, hilft nur, es auszuprobieren. So entdecken Leiter neue Pfade, sie schlagen Schneisen durch das Dickicht und setzen alles daran, dass ihre Gemeinde folgt. Dazu gehört Vertrauen, Selbstvertrauen, Glaubensmut. Wenn in der Gemeinde ein Mitglied seine Angst nicht besiegen kann und das Vorangehen hindert, soll es sich sichere Bereiche suchen und dort aufhalten - aber die anderen vorangehen lassen. Seine Aufgabe ist es, für den Leiter zu beten und immer wieder unter Gottes Schutz zu stellen. Auf keinen Fall darf es dem Leiter Knüppel zwischen die Beine werfen und ihn bremsen. Da der Leiter für alle zuständig ist, wird er sich auch um die verunsicherten und ängstlichen Glieder seiner Gemeinde kümmern - ohne sich dabei von ihnen zurückhalten zu lassen. Er vermittelt Verständnis und ermutigt. Vor allem übernimmt er Verantwortung und geht voran. Fällt dem Leiter das schwer, dann sucht er sich Menschen, die *ihn* unterstützen und ermutigen. In jeder Gemeinde sollte es ein „Kriseninterventionsteam“ geben, Menschen, die die Aufgabe bekommen, gute Regeln zur Krisenbewältigung vorzuschlagen: Was ist jetzt nötig, welche Maßnahmen müssen ergriffen werden? Wie sind die Vorschriften, Regeln, Gesetze? Wie setzen wir sie um? Wer braucht Begleitung und wen könnten wir um Unterstützung bitten? Wenn der Leiter das nicht allein entscheiden muss, sondern immer wieder kompetente Hilfestellung bekommt, ist er freier und unbeschwerter, die richtigen Schritte zu finden. Er muss keine Kritik fürchten, er würde selbstherrlich und machtbesessen agieren.

Krisenmanagement nach Matthäus 18

Ein Pastor ist für seine ganze Gemeinde da. Als Hirte ist er für jedes seiner Schafe verantwortlich. Verliert er einen Teil seiner Gemeinde, kann er nicht mehr ihr Pastor sein. Er muss entweder alles unternehmen, um den verlorenen Teil wiederzugewinnen - oder er muss seine Gemeinde verlassen.

Das 18. Kapitel des Matthäusevangeliums bietet konkrete Maßnahmen zum Krisenmanagement in dieser Situation:

Am Anfang steht die Frage: „Wer ist der Größte?“ Mit ihr kommen Neid, Konkurrenzdenken und Machtkämpfe in die Gemeinde. Ein Pastor, der der Größte sein will, kreist nur noch um sich und sieht seine Gemeindeglieder nicht mehr. Er muss sich ständig größer darstellen, als er ist. Er verspielt dabei seine Glaubwürdigkeit. Er stellt sich gegen seine Gemeinde - und verliert sie dabei.

Jesus stellt dagegen ein Kind in die Mitte und fordert dazu auf, wie ein Kind zu sein. Er meint damit die unbekümmerte Unmittelbarkeit, das grenzenlose Vertrauen und die Bereitschaft zum Lernen - nicht das kindische Wesen. Ein Pastor, der sich als Kind Gottes versteht und seinem himmlischen Vater vertraut, ist sicher. Er muss sich nicht künstlich groß machen. Kindisches Wesen wäre: empfindlich regieren, beleidigt sein, Rückzug in die Schmollecke oder überzogene Ansprüche. Der erste Rat heißt also: Umkehren und ein Kind Gottes sein! Das bewahrt den Pastor vor den Versuchungen zur Machtausübung. Er ist ein Kind Gottes, wie alle seine Gemeindeglieder auch.

Der zweite Ratschlag ist ernster: Der Pastor muss seiner Verantwortung gerecht werden - und die heißt: Er soll seine Herde weiden, es ist wichtig, dass seine Gemeindeglieder vorankommen. Jedes Verhalten von ihm, das ein Gemeindeglied in Krisen stürzt, ist verhängnisvoll. Nicht nur in dem, was er lehrt und predigt, sollen die Menschen vorangebracht werden, sondern auch seine Persönlichkeit soll durch und durch lauter und echt sein, ein glaubwürdiges Zeugnis für die Freundlichkeit Gottes. Hier gibt es keine Nachlässigkeit: Der Pastor muss sich nicht die Hand oder den Fuß abhacken oder ein Auge ausreißen - aber er sollte dazu bereit sein, weitestgehend auf alles zu verzichten, was andere irritieren könnte. Er gibt schlechte Angewohnheiten auf, wenn sie andere stören oder sie sogar in ihrer Glaubensentwicklung behindern: aggressives Reden, sich wichtigmachen und in den Mittelpunkt stellen, zweideutige Witze, sich ständig selbst in Szene setzen, Angeberei, Übertreibungen, andere beurteilen und über sie herziehen, Lieblosigkeit ... Die Aufgabe des Pastors ist es, die Beziehung der Menschen zu Gott fördern, sie nicht zum Abfall von Gott zu verleiten. Es ist also ratsam, dass sich der Pastor immer wieder selbstkritisch hinterfragt: Fördere ich den Glauben meiner Gemeindeglieder - oder hindere ich sie in ihrer Gottesbeziehung? Es ist gut, wenn er ehrliche und auch kritische Ratgeber hat, auf die er hört - auch wenn es wehtut. Der Pastor ist schließlich nicht für sich selbst da, sondern für seine Gemeinde. Er arbeitet immer für sie, niemals gegen sie.

Der dritte Grundsatz ist, dass der Pastor jeden in der Gemeinde gleich achtet - die Schwachen und Bedürftigen vielleicht in besonderer Weise. Die Schwachen und Langsamen

bestimmen das Tempo in der Gemeinde. Der Pastor kümmert sich um sie und hilft ihnen, dass sie in ihrer geistlichen Entwicklung weiterkommen und stärker werden. Auch wenn es vielleicht mühevoller Wege bedeutet - der Pastor geht dem Einzelnen nach: Er sucht ihn auf, nimmt ihn ernst, findet heraus, was er braucht, und leitet ihn an. Gerade in einer Krise ist der persönliche Kontakt wichtig. Alle sollen das Gefühl haben, dass sie wahrgenommen werden. Ist das nicht der Fall, geht bald jeder in seine eigene Richtung, die Gemeinschaft der Gemeinde bröckelt. Wenn der Einzelne nicht mehr gesehen wird, ist entweder die Gemeinde zu groß, strukturelle Belange haben ein Übergewicht bekommen - oder der Pastor sieht vor allem sich selbst. Aber nur eine Gemeinde, die beziehungsstark ist, hält einer Krise stand, wenn der Einzelne an Bedeutung gewinnt, gewinnen alle. In einer Gemeinde, in der sich jeder ernst genommen fühlt, herrscht himmlische Gelassenheit und Freude.

Das bedeutet als Viertes aber nicht, dass es nun nur um eine oberflächliche Harmonie ginge. Fehlverhalten wird direkt angesprochen. Es gibt keinen Raum für Gerüchte, Eigeninteressen und egoistisches Verhalten. Wo jemand sich falsch verhält, wird er konfrontiert - im direkten, offenen Gespräch, das ihm auch die Möglichkeit gibt, sein Verhalten zu erklären. Beziehungsstärke äußert sich im ehrlichen Gespräch. Zunächst appelliert man an die Einsicht des anderen, versucht ihn zu überzeugen, man will ihn in die Gemeinschaft zurückholen und für ein Miteinander gewinnen. Gelingt das nicht, führt man das Gespräch zu zweit oder zu dritt. Damit wird der Ernst der Sache ersichtlich. Gemeinsam macht man deutlich, dass es Regeln gibt, an die sich alle zu halten haben. Auch der Pastor unterstellt sich diesen Regeln. Wer sich nicht an diese allgemeinen, biblischen, geistlichen, gemeinschaftlichen Richtlinien hält, muss mit Konsequenzen rechnen, die vorher angekündigt werden. Es geht letztlich darum, die ganze Gemeinde vor Schaden zu bewahren. Werden die Konsequenzen angesprochen, muss man auch bereit sein, sie durchzusetzen, sonst werden sie nicht ernst genommen. Der Ernstfall bedeutet, dass Menschen aus der Gemeinde ausgeschlossen werden. Ein solcher Schritt ist jedoch nur dann nachvollziehbar, wenn der Pastor völlig frei ist von sich selbst und nicht im eigenen Interesse handelt. Das Ziel ist, dass die Gemeinde auch in einer Krisensituation stabil sein kann, um die Schwierigkeiten, die sie erlebt, bewältigen zu können. Alles, was die Gemeinde lähmt, ist nicht im Sinne Gottes. Sie soll sich bewähren und glaubensgewiss aus der Krise hervorgehen. Sie darf sich klarmachen, dass Jesus in ihrer Mitte ist, wenn sie in seinem Namen zusammenkommt, und dass Gott der Gemeinde eine große Befugnis gibt: Was sie auf Erden bindet, ist auch im Himmel gebunden, was sie auf Erden löst, ist auch im Himmel gelöst. Die Gemeinde ist nicht der Himmel auf Erden, aber doch ein Ort, wo Himmel und Erde sich berühren. Das gibt der Gemeinde Kraft in der Krise, das darf nicht verwässert werden. Sie ist sich der göttlichen Autorität bewusst und achtet darauf, dass ihr die Vollmacht nicht verloren geht. Wo es ihr an Einigkeit fehlt, bemüht sie sich trotzdem um Einmütigkeit. Und auch der Pastor tut alles, damit es möglich wird, dass ganz unterschiedliche Menschen eins werden. Darauf liegt die Verheißung Gottes. Nicht der Pastor allein hat göttliche Vollmacht, sondern die Gemeinde gemeinsam - wenn sie eins ist.

Einigkeit gelingt nur dort, wo jeder bereit ist, dem andern zu vergeben. Das ist der fünfte Rat in diesem Kapitel: Jeder in der Gemeinde soll bereit sein, grenzenlos zu vergeben. Vergebung bewahrt vor Altlasten, niemand muss dem anderen etwas nachtragen. Vergebung bewirkt Freiheit und ermöglicht einen Neuanfang. Der Pastor tut gut daran, seinen Gemeindegliedern immer wieder aufs Neue zu vergeben. So wird er nicht bitter und nicht zum Ankläger seiner Gemeinde. Er ist immer wieder frei, neu anzufangen, neu auf die Menschen zuzugehen, sie anzunehmen und zu lieben.

Vergebung braucht allerdings beide Seiten: einmal den, der um Entschuldigung bittet, und dann den, der sie gewährt. Ein einfaches „Tschuldigung“ genügt dabei nicht. Die Bitte um Vergebung muss von Herzen kommen - und zu Herzen gehen, erst dann ist Versöhnung möglich. Deshalb ist es besser, sich nicht zu häufig zu entschuldigen, sondern nur dann, wenn es wirklich ernst gemeint ist - sonst wirkt die Bitte um Entschuldigung wie eine Floskel und wird unglaubwürdig. Das wichtige Instrument für einen echten Neuanfang verliert damit seine Kraft. Es ist allerdings Gott, der Vergebung ermöglicht. Er vergibt den Menschen, die zu ihm kommen und ihn um Vergebung bitten. Weil Gott uns vergibt und uns unsere Schuld nicht nachträgt, können wir auch vergeben.

Eine Gemeinde, die gelernt hat zu vergeben und hier großzügig und sofort dazu bereit ist, ist krisenfähig, weil sie stark ist. Die Gespenster der Vergangenheit kommen ihr bei der Krisenbewältigung nicht in die Quere. So kann sie auch ihrem Pastor vergeben, was er ihr schuldig bleibt, und ohne Vorbehalte für ihn beten. Das Verhältnis zwischen Pastor und Gemeinde ist gesund, wo beide sich mit ihren Ansprüchen aneinander loslassen, neu und herzlich aufeinander zugehen und sich immer wieder einig werden, was sie wollen und was sie im Namen Gottes tun können. Es gibt immer ein Zurück zum Miteinander, Umkehr ist jederzeit möglich!

Um dieses Miteinander geht es. Deshalb muss der Pastor gehen, der seine Gemeinde - oder einen Teil von ihr - verloren hat, wenn es ihm nicht gelingt, sie wiederzugewinnen. Eine Gemeinde, in der Pastor und Gemeindeglieder zusammenstehen, ist jedoch gegen jede Krise gewappnet, kein Feind kann sie überwinden.

Kraftquelle in einer Krise

Dass Laubhüttenfest rückte heran. Es war der Höhepunkt des Jahres. Viele Menschen hatten sich aufgemacht, um das Fest in Jerusalem zu feiern. Diesmal war die Stimmung unter den Gästen ganz besonders aufgeladen. Die Menschen wollten Jesus sehen. Sie erwarteten, dass etwas Entscheidendes passieren würde. Eine Kleinigkeit hätte genügt, um die kritische Situation zur Eskalation zu bringen. Für Jesus wäre es ein Leichtes gewesen, die aufgeheizte Lage für sich auszunutzen, nach den Gesetzen der Massenpsychologie wären die Menschen ohne Weiteres manipulierbar gewesen.

Aber Jesus hielt sich zurück, er ließ seine Jünger vorangehen und blieb in Galiläa. Erst später machte er sich ohne Pomp und Aufsehen auf den Weg nach Jerusalem, unerkannt betrat er die Stadt.

Er wartete ab, bis seine Zeit gekommen war. Er wollte nicht der Spielball anderer sein, sondern eigenständig handeln - dann, wenn der richtige Augenblick gekommen war. Zum Höhepunkt des Festes war dieser Augenblick gekommen: Mitten im Zentrum der Feierlichkeiten am zentralen Ort stellte sich Jesus der Öffentlichkeit und predigte. Aber er präsentierte nicht sich, sondern wies auf Gott. Er suchte nicht seine Ehre und heischte nicht nach Zustimmung für seine Meinung, sondern redete von dem Herrn der Welt: Gott - ihm sollten die Menschen glauben, ihm gehorchen, seine Gesetze befolgen. Er brachte die Menschen in Verbindung mit dem himmlischen Vater, mit seinem Vater, der ein guter Vater für alle Menschen ist.

Dann gipfelte seine Predigt in der Aufforderung: „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke!“ Jesus ist die Quelle, aber das Wasser kommt von Gott. Jesus macht dieses Wasser zugänglich, er bringt die Quelle zum Sprudeln. Das Wasser bedeutet Leben, es ist frisches, gesundes, heilendes Wasser, das den Menschen durch und durch erfrischt - weil es von Gott kommt. Wer dieses Wasser trinkt, ist mit Gott verbunden. Jesus stellt das zur Verfügung, was von Gott kommt, er erschließt es für uns, durch ihn haben wir Anteil am Leben Gottes. Aber das ist noch nicht alles: Wer an Jesus glaubt und von dieser Quelle des Lebens trinkt, wird selbst zu einer Quelle des Lebens: In ihm beginnt das Lebenswasser, die Kraft Gottes zu sprudeln. Er wird selbst - so wie Jesu auch - zum Lebensspender, zur Quelle des heilsames, erfrischenden Lebenswassers für andere.

Kraft in einer Krise bekommen wir, wenn wir zu Jesus kommen und von ihm das kräftigende Lebenswasser erhalten, wenn wir aus seiner Quelle trinken. Das Einzige, was wir dafür brauchen, ist ein kräftiger Durst. Eine Krise weckt in uns den Durst nach Leben und verstärkt ihn. Die Krise lässt uns danach suchen, wo wir das bekommen, was wir jetzt zum Überleben brauchen. Wir finden das alles in der Quelle, die Jesus für uns erschließt. Das ist der tiefe Sinn der Krise, dass sie unseren Durst weckt und verstärkt nach allem, was Gott schenkt. Gott schenkt seinen Heiligen Geist, das bedeutet: seine Kraft, seine Möglichkeiten. Das Lebenswasser, das wir durch Jesus von Gott bekommen, ist der Heilige Geist. Wenn wir in einer Krise unseren Durst an dieser Quelle mit diesem Wasser stillen, bekommen wir ausreichend Kraft für uns, um die Schwierigkeiten zu bewältigen - und wir bekommen darüber hinaus genügend Kraft und Fähigkeiten, um nun auch anderen zu helfen zu überleben. Wir nehmen die Kraft Gottes in uns auf - durch Jesus zur Verfügung gestellt - und

geben sie weiter. Trotz der Krise und unseres eigenen Durstes und Verlangens nach Ruhe können wir für andere Menschen zur erfrischenden Quelle werden. Wir bekommen die Kraft Gottes und geben sie weiter. Das ist möglich, wenn Jesus uns zur Quelle wird (siehe Johannes 7,14-39).

Wir müssen in einer Krise nicht mühsam nach Wasser suchen und eigene Brunnen bohren. Es wäre leichtfertig, die lebendige Quelle zu verlassen, um in rissigen Zisternen brackiges Wasser zu schöpfen (Jeremia 2, 13). Nur der ichhafte Mensch, der ums sich selbst kreist, schöpft aus seinen eigenen Brunnen. Doch dieses Wasser löscht den Durst nicht und gibt nicht die Kraft, die nötig ist, um herausfordernde Zeiten zu bewältigen. Jetzt ist es an der Zeit, nach dem frischen Wasser zu suchen, um mit Dankbarkeit und Ehrfurcht das klare Wasser in uns aufzunehmen. Die Gefahr ist, in der Gier nach Leben und in der Panik vor dem drohenden Verdursten, in das saubere Wasser zu treten und es dabei trübe zu machen (Hesekiel 34, 18). Wir sind geduldig und bewahren in unseren Herzen mit unserer kleinen Kraft das, was von Gott kommt. Jeden Tropfen des Lebenswassers Gottes nehmen wir in uns auf als kostbarste Labsal. Auf diese Weise werden wir bewahrt vor der Stunde der Versuchung, die in der Krise über die ganze Welt kommt (Offenbarung 3, 7-13). Wir halten fest, was wir bekommen haben, und machen es zu unserem Eigentum. Dann sind wir selbst in schwierigen Zeiten nicht arm.

Wir kommen zu Jesus und trinken von ihm: Wir erwarten das Leben von ihm. Wir bekommen von ihm neue Kraft, wir tanken bei ihm Hoffnung und Zuversicht. Wir werden erfrischt und aufgebaut durch ihn. Unser Glaube versiegt nicht, sondern wird gestärkt. Wir nehmen von ihm und können das weitergeben, was wir bekommen haben. Unser Leben kommt in Fluss: Quellen öffnen sich, das Leben bricht sich Bahn, Neues entsteht. Es ist nicht fassbar, aber doch lebendig. Es breitet sich aus und fließt in diese Welt. Es ist das Leben, das von Gott kommt. Ungeahnte Möglichkeiten zeigen sich, die herrliche Erfrischung des neuen Lebens überwindet das Starre und macht einer neuen Bewegung Platz. Das Wasser, das Jesus gibt, wird in uns zu einer Quelle des Lebens, das in das ewige Leben quillt. Unser Durst ist für immer gestillt (Johannes 4, 1). Dieses Wasser reinigt uns und schafft in unserem Leben ewige Wahrheit. Das ist wichtig, wenn in der Krise alles bröckelt und ungewiss ist.

Es ist der Heilige Geist - er verbindet uns mit Gott. Er ist von Gott gesandt und kommt durch Jesus zu uns. Er erinnert uns an alles was, Jesus gesagt hat - das ist wichtig für uns in einer Krise. Wir bekommen Frieden, inneren Frieden. Wir bekommen mehr, als die Welt geben kann. Unser Herz wird sicher in der Unsicherheit: Unser Herz erschrickt nicht und fürchtet sich nicht (Johannes 14, 27). Jede Krise ist ein Anlass, neu nach der Quelle des Lebens zu suchen, um sie in Jesus zu finden. Sind wir beim „frischen Wasser“ (Psalm 23), so kann sie uns nichts anhaben.

Soziale Intelligenz

Wir erleben gerade eine gravierende Umbruchzeit: Unser Denken und unser Verhalten ändert sich. Wir können die Probleme heute nicht mehr mit den Möglichkeiten von gestern lösen. Während wir bisher eher einlinig, schematisch gedacht haben und nach einfachen Kausalitäten suchten, weil wir dachten, dass wir ein Problem lösen könnten, wenn wir nur den Grund dafür wüssten - begreifen wir heute als Folge der weltweiten Coronakrise, dass alles nicht so einfach, plausibel erklärbar und auf übersichtliche Zusammenhänge zurückzuführen ist, es gibt oft keine verstehbare Ursache - nur viele oft schwer durchschaubare, sich gegenseitig verstärkende Gründe. Wir benötigen heute deshalb, im Gegensatz zu einem technischen, logischen, monokausalen Denken, eine neue Vorstellung von unserer hochkomplexen Welt, die keinem vorgefertigten Schema entspricht. Unsere starren Vorgaben und Denkfestlegungen zerbrechen in der Krise, denn sie machen uns unbeweglich, hindern unsere Flexibilität und begrenzen uns auf unsere engen Vorstellungen und eingeschränkten Anschauungen. Problemlöseintelligenz, die uns heute weiterhilft, ist soziale Intelligenz. Das heißt: Wir müssen uns auf die unklare Situation einlassen, ohne sie kontrollieren zu können - und das bedeutet: Wir müssen uns auf die Menschen einlassen, mit ihrer Eigenartigkeit und Unberechenbarkeit zurechtkommen, sie so akzeptieren, wie sie sind. Die Umstände unseres Lebens mit der erschreckenden Vielfalt unterschiedlichster Menschen werden uns gesetzt, wir schaffen sie nicht selbst. Gegen die Unwägbarkeit unseres Lebens aufzubegehren (in dem wir nach Stabilität suchen und uns mühsam absichern) würde uns nur aufreiben, denn wir können sie nicht verändern, letztlich gibt es keine Sicherheit. Wir können unser Leben nicht so konstruieren, wie wir es gerne hätte. Wir haben keinen Einfluss, wir können die wirklich wichtigen Parameter unsres Lebens nicht willkürlich gestalten: wie viele Kinder wir bekommen (Mädchen oder Junge) oder gar keine, ob wir Krankheiten erleiden, mit welchen Menschen wir zurechtkommen müssen, wie sich unser familiäres Umfeld gestaltet. Problemlöseintelligenz bedeutet nicht, die Schwierigkeiten zu eliminieren (das geht in Wirklichkeit ja gar nicht), sondern etwas aus ihnen zu machen, sodass sie uns dienen und unser Leben nicht beeinträchtigt wird. Das können wir nur gemeinsam und deshalb ist soziale Intelligenz das, was uns weiterbringt - über die Problem einer Krise hinaus. Wir lösen Probleme nur auf sehr flexible Weise - und gemeinsam. Wie können wir das?

Wir achten auf uns selbst. Wir nehmen unsere Gefühle wahr und hören auf unsere innere Stimme. Es fällt auf, dass es heute immer weniger Menschen gelingt, ihre Gefühle zu lesen (Alexithymie), um zu verstehen, was ihre Intuition sagt - sie würden sich sonst nicht so oft leichtsinnig in gefährliche Situationen bringen. Sie wüssten sonst rechtzeitig, wann der Spaß zu Ende ist und dass man sich besser nicht mit den staatlichen Ordnungskräften anlegt. Sie spüren jedoch ihre Angst nicht mehr, die sie zurückhalten könnte, um ihnen zu helfen, situationsadäquat zu reagieren. Andere übertreiben ihre Angst und werden handlungsunfähig. Sie werden bestimmt durch einengende Zwänge und sind nur noch mit sich selber beschäftigt. Sie erschöpfen sich in der Abwehr von Angst.

Die eigene Intuition setzt sich aus der Wahrnehmung der eigenen Gefühle zusammen: die

Angst, die steuert und schützt, die Freude, die ermutigt und motiviert - alles deutliche Hinweise für eine sinnvolle Problembewältigung in kritischen Situationen und schwierigen Zeiten.

Die konzentrierte, aufmerksame Selbstwahrnehmung ist jedoch nur ein Teil. Wir sollen nicht nur das lesen können, was in unserem eigenen Inneren geschieht, sondern genauso die Gefühle und Empfindungen des anderen wahrnehmen. Selbstwahrnehmung *und* Empathie sind die Grundvoraussetzung für soziale Intelligenz. Die Problemlösung der Zukunft setzt sich aus der Fähigkeit zusammen, der eigenen Intuition zu folgen und gleichzeitig die Signale des anderen wahrzunehmen. Sich auf eine Situation einzulassen bedeutet also, sich auf sich selbst und auf den anderen einzulassen - und das in einem gleichwertigen Maß: So wie ich mich ernst nehme, nehme ich den anderen ernst, so wie ich auf die Stimme in meinem Inneren höre, höre ich genauso auf das, was mein Mitmensch sagt. Wir lösen unsere Probleme in Zukunft nur gemeinsam in einem Prozess des intensiven Miteinanders, in dem ich und du in gleichwertiger Weise zusammenwirken. So mussten wir uns beispielsweise in den Monaten der Coronapandemie immer wieder auf Kompromisse einlassen und auch Dinge tun, die uns nicht entsprachen - die wir vielleicht nicht einmal eingesehen haben. Wir taten es, um die Grundzüge eines gesellschaftlichen Miteinanders einigermaßen aufrechtzuerhalten.

Entscheidend ist bei einem notwendigen Kompromiss, dass es beiden Seiten (ich und du) gelingt, das loszulassen, was sie festhalten, um sich miteinander auf die gemeinsame Situation einzulassen. Beide Seiten erkennen dabei den Wert ihres Handelns. Sie wiederholen nicht nur immer wieder, was sie schon immer so gedacht oder gemacht haben. Sie klammern sich nicht am eigenen Strohalm fest und sind ausschließlich auf die Umsetzung der eigenen Möglichkeiten bedacht, um eigene Ziele zu verwirklichen, sondern lassen los, um gemeinsam noch bessere Möglichkeiten zu entdecken. Miteinander fragen, spüren, suchen sie: Was nehmen wir wahr? Was könnte uns weiterhelfen? Sie stellen ihre eigenen Vorstellungen und Anschauungen zur Verfügung, um gemeinsam etwas Besseres zu finden. Aus meiner und deiner Intuition, der ehrlichen Offenheit und bedingungslosen Annahme dessen, was geschieht, formt sich eine neue Zukunft. Wir müssen lernen, uns aufeinander einzulassen, ohne uns selbst zu verlieren. Das geht nur, wenn wir uns selber ganz sicher sind und wenn wir genügend Vertrauen in die Gutwilligkeit des anderen aufbringen: Wenn es dir gut geht, dann geht es auch mir gut! Die Grundlage dafür kann die „Goldene Regel“ in der Bibel darstellen: „Alles nun, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch!“ (Matthäus 7, 12).

Wenn es uns gelingt, ganz offen das abzulegen, was uns bestimmt, um ganz leer und fragend zu Gott zu kommen - nicht mehr gefangen in uns selbst und auch nicht mehr abhängig von den anderen und den Umständen -, um ihn zu fragen: Herr, was willst du? - dann könnte eine neue Zeit beginnen. Es könnte uns gelingen, wenn wir die Bibel ernst nähmen: „Tut nichts aus Eigennutz oder um eitler Ehre willen, sondern in Demut achte einer den anderen höher als sich selbst, und ein jeder sehe nicht auf das Seine, sondern auf auch auf das, was

dem anderen dient“ (Philipper 2, 3-4). Wenn jeder so handelt, werden alle gewinnen und keiner verliert.

Wie geht es nach Corona weiter?

Vielfach beginnen jetzt die Aufräumarbeiten nach den Monaten der Coronapandemie. Verzweifelt bemüht man sich um eine Rückkehr zur Normalität. Während die einen die schwierige Zeit möglichst schnell hinter sich lassen wollen, sind andere weiterhin um Sicherheit bemüht und raten eher zur Vorsicht. In dieser Spannung bahnt sich neues Ungemach an. Schauen wir uns zunächst einige der Folgen von Corona an:

Auswirkungen von Corona

Die Routinen waren ausgesetzt, normale Abläufe funktionierten nicht mehr. Das war zunächst ein Schock, denn nichts lief mehr wie immer. Aber dann hatte man sich daran gewöhnt. Vieles war auch bequemer (z.B. Zoom-Meetings, Zoom-Gottesdienste) und man stand nicht mehr so unter Druck wie vorher. Man konnte sich zurückziehen und einen gemütlicheren Lebensstil pflegen - das tat gut. Die Frage ist nun: Will man diese Bequemlichkeit aufgeben und wieder einsteigen in das normale Getriebe des täglichen Wahnsinns mit seinen überfordernden Abläufen? Zumal nun spürbar ein Gerangel um die knappen Plätze an der Sonne losgeht: Wer ist zuerst wieder da, wer kann sich am schnellsten etablieren? Man will möglichst rasch aufholen und das, was man vermisste, nachholen. Der Mangel soll nun ausgeglichen werden nach dem Motto: mehr als vorher! Die Hektik nimmt spürbar zu.

Die Coronazeit nagte an der psychischen Stabilität vieler Menschen, Unsicherheit und Ängste nahmen zu. Man fühlte sich bedroht, aber die Bedrohung war nicht richtig greifbar. Man zog sich zurück, hielt Abstand, verlor aber dabei den Bezug zu sich selbst, der eigenen Umwelt, dem Leben. Eine erhöhte Vulnerabilität war in unserer Gesellschaft zu erkennen. Die Menschen waren schnell gereizt, oft auch aggressiv. Man kämpfte offensichtlich ums Überleben mit Rechtfertigen, Ausreden oder Forderungen - notfalls setzte man auch Ellenbogen ein.

Polarisierungen nahmen zu. Während die einen alles nicht so ernst nahmen oder sich aktiv gegen die einengenden Verordnungen wehrten, übertrieben die anderen die Vorsichtsmaßnahmen und waren nur ängstlich darauf bedacht, gesund zu bleiben. Die einen spotteten über die Ängstlichkeit der anderen, während diese sich über deren Leichtsinn beschwerten. Die beiden Gruppen schienen kaum Berührungspunkte zu finden. Es entwickelten sich zwei gegensätzliche Sichtweisen, die gegeneinanderstanden. Jede Gruppe suchte nach Bestätigung für ihre Meinung, man verschloss sich in seiner jeweiligen Blase und wiederholte stur die eigene Überzeugung. Eine wirkliche offene Auseinandersetzung fand nicht statt.

Aktuelle Informationen hatten kurze Verfallszeiten. Was heute mit Überzeugung vermittelt wurde, war morgen ganz anders und übermorgen bereits vergessen. Man wusste zuletzt nicht mehr, was galt, und gab schließlich resigniert auf. Die einzelne Mitteilung verlor an Bedeutung: wenn sowieso nicht klar war, was stimmte, musste ich mich um nichts mehr kümmern. Auch wichtige Informationen wurden auf diese Weise entwertet und alles war letztlich gleich gültig - oder gleich unwichtig. Die Presse und die sozialen Medien versuchten

diese Entwertung aufzufangen, indem sie immer stärker die Bedeutung der Meldungen erhöhten, wobei vieles übertrieben aufgebauscht dargestellt wurde. Auch das führte zu einer Müdigkeit der öffentlichen Meinung gegenüber.

Gleichzeitig erwartete man aber auch Hilfe und Unterstützung von der Regierung oder den zuständigen Behörden. Die Politik und ihre Verwaltung sollte regeln und ausgleichen - auf jeden Fall den Einzelnen schützen und ihm Sicherheit vermitteln. Forderungen wurden gestellt, jedoch gleichzeitig infrage gestellt oder als übertrieben abgelehnt. Alle sollten sich an die Regeln halten - man war jedoch schnell dabei, für sich selbst eine Ausnahme zu machen. Die Empfindlichkeit den eigenen Bedürfnissen gegenüber nahm zu, gleichzeitig nahm der Gemeinsinn, das Miteinander ab. Vieles wurde schnell sehr persönlich genommen und abgewehrt - gleichzeitig vom anderen gefordert.

War das die Krise?

Ich bin der Meinung, dass die Coronapandemie noch nicht die eigentliche Krise war, höchstens ein Vorbote. Wenn wir uns klarmachen, was eine Krise eigentlich ist, wird das deutlich: Eine Krise bezeichnet einen Endzustand: so geht es nicht weiter. Dabei fehlen die notwendigen Handlungsoptionen, um richtig reagieren zu können. Die Lage ist aussichtslos und existenziell bedrohlich. Eine grundsätzliche Entscheidung steht an, Kompromisse sind nicht mehr möglich. In dieser Entscheidung scheidet sich Altes vom Neuen. Was in die Krise geführt hat, muss ausgeschieden werden, damit Raum entsteht für völlig neue Möglichkeiten. Nach der Krise können wir nicht mehr dort weitermachen, wo wir aufgehört haben. Wir müssen einen völlig neuen Ansatzpunkt finden. Hat eine solche grundsätzliche Läuterung in der Coronazeit stattgefunden? Ich fürchte nicht. Vieles wurde aufgefangen und abgefedert (zumindest für die meisten Menschen in Deutschland). Die eigentliche Krise konnte abgewehrt werden, es kam nicht zu einem völligen Zusammenbruch der gesellschaftlichen Abläufe, es gab immer noch ausreichend Handlungsspielräume. Der Staat griff den Betroffenen mit viel Geld unter die Arme, Krankheitsanzeichen wurden schnell erkannt und abgemildert, immer gab es Hoffnung und eine Perspektive. Die Beeinträchtigungen des Einzelnen hielt sich (wenn wir ehrlich sind) in Grenzen. Wenn wir uns nur kurz vorstellen, wie bedrohlich eine Krise sein kann, müssen wir uns nur die Zeit zum Ende des 2. Weltkrieges vorstellen: Die älteren Mitmenschen haben in den letzten Wochen immer wieder darauf hingewiesen, wie existenziell schwierig diese Lage für alle Menschen in Deutschland war. Jeder musste nach einem neuen Ansatzpunkt suchen, sich neu orientieren, wieder auf die Beine kommen und seine Zukunft gestalten. Manchen gelang das nicht, sie waren gezeichnet von einem abgrundtiefen Schrecken und ohne Hoffnung und Perspektive. Das war eine echte Krise!

Stehen wir jetzt vor einer wirklichen Krise?

Wenn wir nun sehen, wie wackelig unser gesellschaftliches Miteinander geworden ist und wie stark die Eigeninteressen zugenommen haben, ist zu befürchten, dass wir auf eine größere Krise als Corona zusteuern. Wenn das Miteinander zerbricht, kämpft jeder nur noch für sich. Wenn wir nicht mehr miteinander reden und uns konstruktiv auseinandersetzen,

um zu einer gemeinsamen Meinung zu kommen, wird die Blasenbildung zunehmen. Wenn die Angst wächst und gleichzeitig auch die Aggression, um mit der Angst fertigzuwerden, wird die Akzeptanz der demokratischen Regeln darunter leiden. Wenn ein abgrundtiefer Schrecken die Menschen lähmt, gibt es niemanden mehr, der Sicherheit garantieren kann. Die Möglichkeiten des Staates werden zunehmend beschränkt sein und seine Möglichkeit, das Schlimmste mit finanziellen Kompensationen auszugleichen, wird sinken. Irgendwann hat der Staat kein Geld mehr und auch nicht mehr die Autorität, die Menschen zu einem gemeinsamen Handeln zu bewegen. Was passiert dann? Wenn dann noch Bedrohungen von außen dazukommen, Terror, Umweltkatastrophen, Flüchtlingswellen usw., wird die Lage unkontrollierbar. Und genau das ist das Zeichen für eine echte Krise: Kontrollverlust, keine einfachen Lösungen mehr, niemand, der die Lage im Griff hätte und sagen könnte, wie die Probleme zu lösen sind.

Was ist nötig?

Wir müssen lernen - dringend -, mit unlösbaren, schwierigen Situationen umzugehen. Der Ruf nach dem starken Staat, nach einfachen Lösungen, die mich retten, kommen nicht infrage. Wir müssen lernen, damit umzugehen, dass die Umstände nicht ideal sind und uns vielleicht sogar schmerzvoll beeinträchtigen. Wir müssen lernen, positiv und optimistisch mit Schwierigkeiten umzugehen. Das bedeutet: Wir müssen stärker, flexibler und mutiger werden. Vieles müssen wir ertragen, weil wir es nicht ändern können - und trotzdem leben wir. Manches geht nicht so, wie wir es gern hätten, es gibt keine perfekten Abläufe mehr. Wir müssen lernen, mit dem Chaos zu leben, die Umstände mögen uns beeinträchtigen und begrenzen, aber sie zerstören uns nicht. Wir müssen das gute Leben mitten in ungunstigen Verhältnissen finden. Hier sind wir herausgefordert. Statt um das Problem zu kreisen, müssen wir Schritte entwickeln - vielleicht ganz kleine Schritte -, die uns voranbringen. Statt zu jammern, sollten wir das Positive entdecken und leben. Mitten im Kampf, der Auseinandersetzung und im abgrundtiefem Egoismus leben wir ganz neu die Werte von Gemeinsinn, Liebe und Freundlichkeit. Die Coronapandemie machte deutlich, wie stark wir auf analoge Beziehungen angewiesen sind, wie sehr wir den anderen brauchen und wichtig die persönliche Begegnung ist. Soziale Isolierung verstärkte die Krisensituation.

Für Christen ist das die Chance, sich ganz neu Gott zuzuwenden, der Beziehung anbietet. Von ihm bekommen sie die nötige Kraft, um herauszufinden, was wirklich wichtig ist. Das leben sie und dabei lassen sie sich nicht beirren. Im Buch des Predigers in der Bibel findet sich die Aussage: „Wenn des Herrschers Zorn wider dich ergeht, so verlasse deine Stätte nicht; denn Gelassenheit wendet großes Unheil ab“ (Prediger 10, 4).

Dies bedeutet, dass wir in den Kämpfen und Herausforderungen unserer Zeit nicht den wichtigen Platz in unserem Herzen verlieren. Dorthin begeben wir uns, wenn es um uns herum tobt. Dort finden wir Stille, Sicherheit - dort finden wir Gott.

Wir machen uns klar, dass unsere Zeit jetzt ist, wir sollten nicht warten, bis sich die Umstände verändern. Für diese Zeit wurden wir geboren, die Herausforderungen sind die Chancen für unser Leben. Statt uns selbst zu bedauern sind wir herausgefordert, uns zu

stellen. Soziale Kompetenz ist gefragt, die Fähigkeiten, Brücken zum anderen zu schlagen, Verständnis zu zeigen und eigene Bedürfnisse sozialverträglich einzubringen, das Miteinander zu gestalten. Jetzt in der Krise zeigt sich, wer wir wirklich sind, bewährt sich unser Glaube. Da Gott ein Gott der Beziehung ist, befähigt er uns, beziehungsfähig zu sein. Wir sind in der Lage zur echten Begegnung mit Gespräch, Zuhören, Wertschätzung, Aufmerksamkeit, Lob und Respekt. Weil Gott barmherzig ist, können wir mit dem barmherzig umgehen, der so anders ist als wir selbst. Wir entlassen uns aus unseren Vorwürfen und wenden uns einander zu. Das können wir, weil Gott sich uns zuwendet. Wir können auch zu schwierigen Menschen Ja sagen, weil Gott zu uns Ja sagt. Wir sind vergebungsbereit und offen für einen grundsätzlichen Neuanfang - wo nötig, schließen wir Kompromisse. Wir können schwierige Situationen annehmen, weil Gott der Handelnde ist und alles im Griff hat. In seinem Auftrag und mit seiner Kraft übernehmen wir Verantwortung - für uns selbst, für andere Menschen und für unsere Gesellschaft. Wir fordern nicht, sondern wir geben - was wir selbst empfangen haben. Weil Gott für uns kämpft, können wir uns für andere einsetzen. Wir entwickeln den Mut, mündig zu reden, uns selbstbewusst zu zeigen, uns nicht ängstlich zu verbergen. Wir stellen uns der Krise und werden dadurch zu einem Zeichen der Hoffnung: Auch wenn alles drunter und drüber geht, ist nicht alles verloren: Gott regiert!

Die Zukunft verstehen

Was wird morgen sein? Diese Frage stellen sich viele angesichts besorgniserregender Entwicklungen weltweit. Es ist tatsächlich gut zu wissen, was morgen sein wird, denn dann können wir uns darauf einstellen. Allerdings ist der Blick in die Zukunft immer reine Spekulation. Niemand weiß, was kommen wird. Wir können nur die heutigen Entwicklungen in die Zukunft hinein verlängern und uns ausmalen, wie es weitergehen würde, wenn alles so weiterläuft wie bisher. Aber es könnte auch sein, dass gravierende Umbrüche, Abbrüche und tiefgreifende Veränderungen geschehen und damit die Prognosen, die auf den gegenwärtigen Werten beruhen, sich als völlig falsch erweisen.

1. Persönliche Grenzen

Die Welt ist unberechenbar geworden. Das macht Voraussagen schwierig. Die Unberechenbarkeit liegt daran, dass das Zusammenspiel aller Einzelteile einer globalen Welt sich als sehr komplex und undurchschaubar erweist. Das heißt: die Welt wird immer stärker ihren Eigendynamiken ausgeliefert, die nach unvorhersehbaren Gesetzmäßigkeiten ablaufen – oder auch alle Gesetzmäßigkeiten durchkreuzen. Die Entwicklungen verlaufen chaotisch – und viele Menschen empfinden ihr Leben genauso. Das erzeugt eine tiefe Unsicherheit: Es gibt weniger Möglichkeiten zur Kontrolle, man hat die Dinge nicht im Griff, alles entwickelt sich auf eigene und immer wieder andere Weise. Die Planbarkeit des Lebens nimmt ab. Man ist gezwungen die momentanen Zustände anzunehmen und aufzugreifen um aus ihnen das Bestmögliche zu machen. Aber was ist das Bestmögliche? Man weiß es nicht, weil man nicht über den Moment hinaussehen kann. Ratlosigkeit entsteht, die Möglichkeit einer längerfristigen Perspektive nimmt ab. Wenn man nicht weiß, wohin alles läuft, was man selbst will und welche Ziele gut sind, verfängt man sich im gegenwärtigen Zustand und ist daran gehindert, Schritte zu gehen. Oder man fährt einen Schlingerkurs: einmal hier hin, einmal dort hin – so wie es momentan für richtig erscheint, die größten Vorteile bringt und den gegenwärtigen Zustand am ehesten ausnützt.

Die Entscheidungsprozesse werden komplizierter. Es ist bei einer verwirrenden Fülle unterschiedlichster Möglichkeiten nicht eindeutig, wie ein gutes Ergebnis aussehen könnte. Gleichzeitig sind Absprachen und Abstimmungen nötig, Alleingänge nicht möglich. Die gemeinsame Verständigung und genaue Klärung der Faktenlage kostet viel Zeit und erzeugt einen hohen Aufwand: Man muss sich die unterschiedlichen Sichtweisen erklären, begründen, warum man für eine bestimmte Option plädiert, und seine Position begründet darstellen. Gleichzeitig gilt es aber auch, den anderen wahrzunehmen und zu verstehen, seine Beweggründe nachzuvollziehen und auf ihn eingehen. Kompromisse finden sich nur durch langwierige Verhandlungen und mit der Bereitschaft beider Seiten, auch auf gute Gründe zu verzichten. Sie gelingen nur, wenn jeder von optimalen Ergebnissen Abschied nimmt und auch für die zweitbeste Möglichkeit bereit ist. Nicht alles was möglich ist, muss auch umgesetzt werden, jeder muss sich begrenzen – das heißt: im Rahmen der gemeinsamen Möglichkeiten zu bleiben. Das erfordert viel Disziplin, der Verzicht auf Vorlieben und die stringente sachliche Betrachtung der Faktenlage. Das übergeordnete (gemeinsame) Ziel darf nicht aus den Augen verloren werden.

Kooperationen und Fusionen erschweren Absprachen und Übereinkünfte, weil sie oft nur eine Zwangsehe darstellen, die unterschiedlichste und gegensätzlichste Möglichkeiten miteinander verbinden wollen. Kleine, funktionierende und selbstständige Zellen sind besser. Sie können unabhängig, schneller und effektiver agieren. Wichtig ist, dass sich diese Zellen freiwillig unter ein gemeinsames „Dach“ begeben und permanent im Sinn des Ganzen entscheiden. Dazu gehört die unbedingte Bereitschaft, sich einzuordnen und auf eigene Vorlieben und Bedürfnisse zu verzichten – bei gleichzeitiger größtmöglicher Freiheit. Uneigennützigkeit, unbegrenzte Loyalität und Gemeinsinn sind für morgen unbedingte Voraussetzungen.

Kontrollverlust. In einer komplexer werdenden Welt versuchen alle wenigstens für sich die Dinge im Griff zu haben. Man will das Gefühl haben, über das eigene Leben bestimmen zu können. Aber das ist ein Trugschluss, denn jeder ist in Sachzwänge, übergeordneten Abläufen und Eigendynamiken eingebunden. Die Flucht ins Privatleben, um wenigstens hier eigenständig handeln zu können, ist auch keine Möglichkeit, denn das abgesonderte, eigenständige Leben gibt es nicht. Jeder ist eingebunden in die größeren Zusammenhänge. Die Vorstellung eines selbstbestimmten Lebens ist eine Farce. Die einzige Möglichkeit, die morgen noch übrigbleibt wird sein, sich den Umständen anzupassen und zu tun, was jetzt gerade möglich ist. In dem jeweiligen Augenblick leben, die Herausforderungen und Chancen des momentanen Augenblicks wahrnehmen – das wird die Kunst sein, die wir in Zukunft wieder ausüben müssen. Das bedeutet: Keine großen Pläne machen – und wenn doch, dann bereit sein, sie je nach Notwendigkeit umzuwerfen. Sehr aufmerksam sein für das, was sich jetzt gerade tut, und herausfinden, wie man am besten darauf reagieren kann. Flexibel sein und alles als die Möglichkeit Gottes verstehen, jetzt zu handeln – ganz unbekümmert, spontan, direkt, unmittelbar. Das setzt aber eine völlige Freiheit von sich voraus und erfordert die Fähigkeit, aus allem für sich selbst, die Umstände und die anderen das Beste zu machen.

Entscheidungen „aus dem Bauch heraus“ werden zunehmen, weil man anders gar nicht mehr entscheiden kann. es fehlen objektive, verlässliche Kriterien für morgen. Man lebt viel mehr im Heute und jetzt und ist bemüht aus dem gegenwärtigen Augenblick alles herauszuholen, was möglich ist. Dieser Augenblick wird deshalb ausgedehnt und festgehalten, denn er ist das einzig sichere. Alles wird in ihn „hineingestopft“ was geht, man tut mehrere Dinge gleichzeitig und ist unzufrieden, wenn der Eindruck entsteht, man hat nicht das Optimalste aus ihm gemacht. Das bedeutet: Man bleibt im gegenwärtigen Augenblick, kreist um ihn, versucht ihn auszuquetschen wie ein Zitrone, ihn auszuleben – und packt ihn dabei voll mit dem Gefühl, dass es kein Morgen gibt. Man lebt im Heute ohne Zukunft wie in einem Gefängnis des Augenblicks. Die Gelassenheit, dass auch morgen noch ein Tag ist, steht nicht zur Verfügung. Alles muss jetzt, gleich, sofort und einfach geschehen. Weil das nicht funktioniert, ist man permanent unzufrieden. Weil auch ständig der Eindruck entsteht, man könnte mit diesem Moment noch etwas Besseres tun, das Leben würde an einem vorbeigehen und man würde es nicht bis zum letzten auskosten und „erleben“.

Die Angst vor der Zukunft macht sich breit. Sie ist die Angst vor dem Leben, denn das Leben entwickelt sich selbstständig auf seine Weise. So bleiben viele Menschen im Jetzt, weil sie sich den Schritt ins Morgen nicht zutrauen. Ist eine Entscheidung im Blick auf das Morgen fällig, verwandelt sich die Angst in eine ohnmächtige Panik. Man hat ja keine Kriterien für eine Entscheidung. Man weiß nicht, was gut ist und was morgen gut sein wird. Man hat keine Ahnung, was man morgen tun will. In dieser Situation scheint die einzige Möglichkeit, sich in die Geborgenheit der zuverlässigen Vergangenheit zu flüchten. Die hat man ja sicher, in der ist man zuhause, hier kennt man sich aus. Die Vergangenheit das ist: die Geborgenheit des Elternhauses, die zuverlässige Versorgung, die permanente Bestätigung, das Gefühl, alles im Griff zu haben und bestimmen zu können. Wer sich jedoch dem Schritt ins Leben verweigert, stagniert – und Stagnation bedeutet Tod: man geht am Leben vorbei. Irgendwann wird man voller Verzweiflung erkennen, dass man das Leben versäumt hat.

2. Ausdifferenzierung der Gesellschaft

Das Kreisen um sich selbst. Erschwerend kommt hinzu, dass man in der heutigen Gesellschaft gezwungen ist, sich beständig zu definieren, zu erklären und seine Position zu bestimmen, um zu betonen, wer man ist. Man fühlt sich den Puls, fragt sich, wie es einem geht und wie man im Vergleich zu anderen steht. Es ist nichts mehr klar, sondern alles ist immer verhandelbar. Jeder steht für sich oder gehört zu einer ganz bestimmten Gruppe oder pflegt einen ganz eigenen Lebensstil – aber das nur für den Moment. Man gehört nicht mehr grundsätzlich zu einer Gruppe, zu einem bestimmten festgelegten Umfeld. Man orientiert sich an den Trends und wählt daraus die Bausteine, die man für die eigene Identität herauspicken möchte. Deshalb muss man beobachten, auf der Höhe der Zeit sein, die Entwicklungen verfolgen. Da die Entscheidungen aber immer schneller laufen, ist man bis zum Anschlag beschäftigt, sich zu definieren, zu verändern, neu zu erfinden und zu präsentieren.

Die Gesellschaft zerbricht dabei in viele mikroskopisch kleine Einzelteile. Die werden immer wieder neu zusammengesetzt. Es ist eine ständige Bewegung des Zusammenfindens, Zusammenballens und Zerfallens. Das macht das Gemeinsame, ein allgemeines Verständnis von Gesellschaft unmöglich. Die Gesellschaft fließt und die Fließgeschwindigkeit nimmt immer weiter zu. Strudel entstehen, mitreißende Strömungen und dann auch wieder Aufstauungen, Rückflüsse und neue Durchbrüche. Der Einzelne handelt nicht mehr, sondern wird gehandelt. Was heute war, ist morgen ganz anders. Man kann sich nicht festlegen, die Positionen sind veränder- und verhandelbar. Das macht Gespräche schwierig und Absprachen unmöglich. Gesetze gelten nur unter bestimmten Umständen und für bestimmte Menschen, aber nicht für alle – auch jeden Fall nicht für mich und meine Situation. Aber eine demokratische Gesellschaft lebt durch die Klarheit und Allgemeingültigkeit ihrer Gesetze.

Zunehmender Individualismus. Das ist schon heute der beobachtbare Zustand unserer Gesellschaft. Es fällt nicht schwer, sich die weitere negative Entwicklungen auszumachen: immer mehr Vereinzelung, immer mehr persönliche Positionen, die behauptet und auch

verteidigt werden. Das wird zu einer Abkapselung des Einzelnen führen: man baut sich sein Leben aus vielen Einzelteilen zusammen: Impulse, Ideen, Anregungen, Vorschläge. Es gibt keinen eindeutigen, linearen, allgemeingültigen Verlauf mehr. Das gilt auch für die Gemeinde der Christen: Man lebt in verschiedenen Lebenswelten, die sich bestenfalls ergänzen und den einzelnen individuell bereichern, jedoch nichts miteinander zu tun haben. Es gibt verschiedene Gemeinden in denen man sich bewegt und gleichzeitig auch in nichtchristlichen Bereichen, alles ist kein Gegensatz sondern ein Ausdruck der eigenen Persönlichkeit. Man erkennt die Widersprüche nicht (oder will sie nicht sehen), man hat schließlich den Anspruch auf ein erfülltes Leben. Wie das aussieht, definiert man selbst. Niemand lässt sich mehr dreinreden in die eigene Lebensgestaltung, man möchte die Gegensätze verbinden und das Unmögliche leben. Jeder steht nur noch für sich. Entsprechend zerfällt auch die eine Gemeinde in viele kleine Gemeinden. Die christliche Gemeinde besteht aus einem Sammelsurium unterschiedlichen Ansichten: Viele Gemeinden in einer.

Die Verunsicherung nimmt zu. Eine solch individualistische Unverbindlichkeit führt zu einer deutlich gefühlten Verunsicherung. Es fehlen die Bezugspunkt, die sicheren Grenzen, die klaren Zuschreibungen und die persönliche Verortung, die Sicherheit gibt. Gemeinden werden mehr und mehr als Schutzräume gesehen, in die man einkehrt. Hier findet man eine momentane Entlastung vom ständigen Getrieben sein und sich Erfinden müssen. Diese Schutzräume werden aufgesucht, aber nicht bewohnt. Man begibt sich hierher für eine Auszeit. Hier wünscht man sich nun Zuwendung, Auferbauung, Stärkung, Stille und Ruhe. Man weiß genau, was man will und was einem gut tut: man will gestärkt werden für das Leben „draußen“. Weil man sonst nirgends eine verlässliche Gemeinschaft erfahren kann, will man sie hier bekommen. Aber es ist keine Gemeinschaft auf Dauer, sondern auf Zeit. Man lächelt über bestimmte Nativitäten und freut sich an der Einfachheit des Lebens hier – aber man nimmt die Zeit in der Gemeinde als eine Phase des gezielten Abchillens, Auftankens – vielleicht so, wie einen Schritt in die Geborgenheit der Kinderzeit.

Die warme, bestätigende Gemeinschaft spielt eine große Rolle, das unverbindliche, wohlthuende Miteinander, das Interesse der anderen. Endlich einmal reden können über alles, was sich so bedrohlich in einem immer wieder zeigt, Gefühle herauslassen, verstanden werden – und weil man sich selbst nicht versteht, sich im Verstehen des anderen finden. Das Gefühl bekommen, dass doch alles gut ist – zumindest jetzt in diesem Augenblick. Das bekommen, was man sonst vermisst: eine große Familie, das Gefühl von Vertrautheit und Zugehörigkeit. Aber man will jetzt keine Ansprüche! Jetzt bitte keine moralische Keule, kein Reden über Schuld oder Zielverfehlung. Jetzt soll alles gut sein, man will nachholen, was man entbehrte: das Gehätscheltwerden, die totale Rundumversorgung. Man will hören, dass Gott gut ist und alles gut macht. Gott findet es prima, dass es mich gibt und dass ich mich selbst liebe, so wie er mich liebt. Die Verkündigung in der Gemeinde wird immer mehr zum Wohlfühl-evangelium, zur Bestätigung. Denn genau das braucht der Mensch in der komplexer werdenden Gesellschaft unbedingt.

3. Beziehungsstörungen

Beziehungsfähigkeit nimmt ab. Der auf sich selbst bezogene Mensch kann keinen Kontakt zu anderen aufnehmen, er kreist ja nur um sich selbst. Beziehung gelingt nur, wenn man sich auf das du einlässt. Man lässt sich nicht ein, sondern erwartet alles vom anderen. Beziehung wird verstanden als der Schritt des anderen: er soll mich verstehen, mich bestätigen, auf mich zugehen, in Kontakt zu mir treten. Ich entscheide höchstens, wie ich die Beziehung möchte – nämlich so, dass sie mir am meisten dient. Letztlich weiß man ja auch gar nicht, wie man Beziehungen leben soll. Man hat das nie gelernt. In einer zunehmend narzisstischer werdenden Gesellschaft, in der das Ich des einzelnen eine immer größere Rolle spielt, steht jeder nur für sich, während Beziehungen bedeuten, dass man von sich absieht, sich auf den anderen zubewegt, seinen eigenen Position verlässt und versucht, sich in den anderen einzufühlen (Empathie), um ihn zu verstehen. In den christlichen Gemeinden wird es an Bedeutung gewinnen, zu lernen, wie man Beziehung lebt, wie man in Beziehung zueinander kommt: Wie beginnen wir ein Gespräch? Wie hören wir einander zu? Wie können wir einander verstehen, wenn wir so unterschiedlich sind? Wie gestaltet sich Beziehung überhaupt? Was ist mein Beitrag zu einer gelingenden Beziehung. Beziehungstrainings müssen angeboten werden, oder mehr noch: in kleinen übersichtlichen Gemeinschaften und Gruppen wird Beziehung eingeübt und trainiert.

Gleichzeitig werden Konflikte zunehmen. Menschen erfahren Zurückweisungen, den Zerbruch von Beziehungen und verstehen nicht, warum sie schon wieder vor den Scherben einer intimen oder intensiven Verbindung stehen. Vielleicht wird ja heute schon hingenommen, dass es normal ist, dass man unterschiedliche Verbindungen eingeht und dass sie eine eher kürzer werdende Verfallszeit haben. Eine Ehescheidung wird ja schon heute als Chance verstanden, nun eine neue Beziehung einzugehen, ein neues Glück zu finden. Aber trotzdem bleibt das Gefühl von Leere, weil man nicht weiß, dass zu jeder sinnvollen und befriedigenden Beziehungen das sich hineingeben gehört – und dass das mit einer Aufgabe des eigenen Ichs verbunden ist. Wer eine Beziehung eingeht um sich selbst zu finden und zu optimieren, wird sie bald wieder verlieren – und damit auch sich selbst. Zu einer wirklich tiefen Verbindung gehört Verbindlichkeit. Verbindlichkeit ist morgen kein trendiger Begriff. Die Christen werden sich darum bemühen müssen, ihn zu füllen, verständlich und vielleicht auch interessant zu machen.

Die Einsamkeit nimmt zu. Weil Menschen um sich kreisen und sich vor allem mit sich selbst beschäftigen, vereinzeln sie. Der Kontakt in digitalen Medien suggeriert ihnen eine hohe Nähe zu vielen anderen, aber das ist eine Illusion. Die digitalen Medien führen lediglich zu einer Vermassung des einzelnen, aber nicht zu einer echten Gemeinschaft. Die Beziehungen sind virtuell, nicht wirklich persönlich. Gleichzeitig wächst das Bedürfnis nach Nähe. Es wird aber vor allem im Bereich der Sexualität ausgelebt, in der Form einer totalen Nähe. Von Intimität wird eine größtmögliche Verschmelzung erwartet. Funktioniert das nicht, ist der Frust grenzenlos, und das Gefühl von Einsamkeit wird größer. Wie kann auch wirkliche Intimität gelingen, wenn jeder nur seine eigenen Bedürfnisse sieht? Sexualität wird auf der einen Seite mit hohen Erwartungen aufgeladen, aber gleichzeitig überbewertet. Punktueller,

spontane und wechselnde Sexualität wird zunehmen, gleichzeitig aber auch die totale Asexualität. Die Gesellschaft wird obszöner, die aufreizenden Impulse unverschämter. Es wird wichtig sind, sich davor zu schützen: im Internet bei der Arbeit am PC – bei allen Begegnungen. Nur der ist wirklich geschützt, der sich konsequent an klare Werte hält und dem es gelingt, sich selbst treu zu bleiben.

Das Bedürfnis wächst, wahrgenommen zu werden. Kleinste Erfolge werden präsentiert. Man erwartet Anerkennung und Lob für alles. Gleichzeitig wächst das Gefühl von Minderwertigkeit. Das muss ständig übertönt und überhöht werden. Man darf ja nicht zeigen, wie man sich selbst fühlt. Die Diskrepanz zwischen Selbstüberhöhung und Selbstverurteilung führt auf der einen Seite zu grandiosem Narzissmus, auf der anderen aber auch zu permanenten Schuldgefühlen. Die Menschen müssen in dieser Situation lernen, sich ihrer Wahrheit zu stellen, überzogene Ansprüche an sich selbst und das Leben abtrauern und normal werden. Normal sein bedeutet erwachsen sein, Verantwortung für sich und seine eigene Lebenswirklichkeit zu übernehmen: Ich bin nicht so toll, wie ich gern sein möchte, aber auch nicht so schlecht, wie ich manchmal von mir denken. Erwachsenwerden ist ein Prozess, ein Lernen, ein Reifen. Viele Menschen sind heraufgefordert, nachzureifen, da sie sie nicht erwachsen geworden sind. Wo können sie das? Gemeinden bekommen die Aufgabe, diesen Prozess zu unterstützen. Sie dürfen dabei nicht die Verantwortung abnehmen, sondern müssen dazu beitragen, dass Menschen mündig werden. Das geht nur über Trotzphasen, Auflehnung oder massiven Exzessen. Die Gemeinde wird sich darauf einstellen müssen, dass es auch in ihren eignen Reihen zu Verwerfungen kommt, Gefühle massiv geäußert werden und nicht alles (sofort) rund läuft.

4. Was ist zu tun?

Verantwortung übernehmen. Schuldgefühle werden auf ihre tatsächliche Schuld hin hinterfragt. Was wirklich schief gelaufen ist, wir zugegeben und die Verantwortung dafür übernommen. Was geschehen ist, kann nicht verändert werden, es muss angenommen und integriert werden. Aber Schuld kann ausgesprochen und vergeben werden. Der Bedarf wird zunehmen, dass Menschen Orte suchen, wo sie ihre Schuld aussprechen können und Vergebung dafür erfahren. Entlastung wird erhofft, Befreiung von den Schatten der Vergangenheit. Die Gefahr ist, dass eine zu schnelle Entlastung und Vergebung dazu führt, dass sich die Menschen nicht verändern. Erkannte und anerkannte Schuld muss zu einer Verhaltensänderung führen, dann war sie sinnvoll. Das viele Menschen außerdem ihr eigenes, subjektives Gerechtigkeitsempfinden ausprägen und ihre eigenen Gesetze aufstellen, macht es schwer, sie auf allgemeine Regeln des Miteinanders zu behaften. Schuld wird empfunden als ein Schuldigwerden sich selbst, nicht der Gesellschaft oder Gott gegenüber. Auf dem Weg zu ihrer eigenen Wirklichkeit, müssen viele Menschen erst einmal neu oder grundsätzlich die Bezugspunkte ihres Lebens entdecken, die Einbindung in einen großen Zusammenhang und in eine Gemeinschaft. Wirkliche Schuld ist, dieser Gesellschaft den eigenen Teil, die Mitwirkung am Gelingen der sozialen Bezüge schuldig geblieben zu sein.

Resonanz erfahren: Das Bedürfnis, wahrgenommen zu werden steigt, die Suche nach Resonanz. Es müssen Räume der Heilung entstehen, wo Menschen sich in Begegnungen selbst wahrnehmen können, um dabei zu reifen – aber auf eine Weise, dass sie es aushalten und nicht davonlaufen. Die echte Begegnung mit anderen geht nur über die Begegnung mit sich selbst. Diese kann schmerzhaft sein, weil es eine Begegnung mit der tiefen inneren Angst ist. Sich aushalten, sich anschauen, sich wahrnehmen mit allen Abgründen – das kann nur in einem Raum der Sicherheit und Geborgenheit geschehen. Aber wo gibt es diese Räume? Vor allem in der christlichen Gemeinde. Hier bekommt sie eine Aufgabe: den verlorenen Menschen zu verorten, ihm zu helfen, sich selbst und seine Wirklichkeit zu sehen und zu verstehen. Dabei müssen eigene Ansprüche und Erwartungen auf ein realistisches Maß heruntergefahren werden. Aber solche Räume der Heilung kann nur eine Gemeinschaft öffnen, deren Mitglieder selbst satt und heil geworden sind und nun uneigennützig anderen dienen können. Es werden Gemeinden entstehen müssen, wo Christen zusammen sind, die nicht mehr nach sich selbst fragen und ihre eigenen Bedürfnisse leben wollen, die frei sind von sich selbst. Sie müssen bereit sein, Menschen aufzunehmen, die ihnen nichts nützen, nur vorübergehend ihre Dienste ein Anspruch nehmen und dann wieder ihren eigenen Weg gehen. Eigenes Gemeindegewachstum ist nicht mehr so wichtig wie der Dienst an den verlorenen Menschen. Sonst zieht die Gemeinde ihren eigenen Mauern hoch und schafft sich eine künstliche, irrealer Welt, in der sie ein frommes, selbstsüchtiges – aber belangloses Leben führt.

Resilienz entwickeln. Den Abläufen und Zwängen ohnmächtig ausgeliefert zu sein, erzeugt Stress. Dagegen wird Gelassenheit und Frustrationstoleranz zunehmen müssen. Es wird darum gehen, immer wieder zur Handlungswirksamkeit und zur Selbstwirksamkeit zu finden, die Hoffnung und Zuversicht nicht zu verlieren, etwas bewirken zu können. Resignation bedeutet Selbstaufgabe. Wer sich selbst aufgibt, wird von den allgemeinen Entwicklungen mitgeschwemmt, verliert seinen sicheren Halt. Sicherheit entsteht aus dem Vertrauen. Das Vertrauen erzeugt Gelassenheit. Das Vertrauen kommt aus einem festen Glauben an den ewigen Gott. Wer vertraut, kann loslassen, ohne dass er dabei verliert – und kann sich einlassen, immer und immer wieder auf neue Situationen. Wer vertraut kann Situationen ertragen und durchhalten, ohne an ihnen zu verzweifeln.

Freiheit finden. Der Vergleich mit den anderen, das Bemühen, sich zu behaupten – oder mehr noch: besser zu sein als die anderen treibt die Menschen zu einem fortwährenden Konkurrenzkampf. Ein Entkommen aus dem Diktat der Zwänge gibt es nur, wenn man bereit ist auf Wachstum zu verzichten. Und das heißt: ich brauche nicht alles, ich bin auch mit weniger zufrieden! Bereits heute ist die Wachstumsspirale in ihrer Endphase angelangt, morgen geht es darum, ein vollkommen anderes Verhalten einzuüben: Dann geht es nicht mehr um Wachstum, sondern darum, das zu bewahren und erhalten, was man hat. Die Menschen müssen bereit werden mit andern zu teilen, die (nachweislich) nichts oder zu wenig haben. Die Kleiderschränke müssen nicht überquellen, es genügt ein kleineres Auto, Statussymbole haben ausgedient. Wenn jeder bereit ist von seinem Überfluss abzugeben,

reicht es für alle. Die Gesellschaft morgen wird eine Gemeinschaft der Gebenden sein – oder sie wird nicht mehr sein.

Mutig anders sein. Der Schlüssel für ein selbstwirksames Verhalten in der Zukunft heißt, mutig aber defensiv, kühn aber nicht leichtsinnig, verantwortlich aber nicht perfektionistisch. Die innere Gelassenheit erzeugt Humor und Selbstdistanz. Man nimmt alles nicht mehr ganz so ernst – und fühlt sich dadurch auch nicht völlig ausgeliefert. Zwischen nachgeben und fliehen auf der einen Seite und sich durchsetzen und hart kämpfen auf der anderen, gibt es einen Mittelweg: stehen bleiben. Das heißt: sich nicht wehren, aber auch nicht wegrennen. Anschauen, was geschieht, es wahrnehmen, sich den Situationen stellen ohne sie schön zu reden. Dadurch entstehen neue Ideen. Querdenker sind Menschen, die immer noch eine Alternative finden – notfalls eine ganz quere, überraschende Idee entwickeln, um aus dieser Situation etwas Positives herauszuholen. Das gelingt vor allem dann, wenn sich die unterschiedlichen Ansätze verbinden (oder sogar verbünden) und nicht in Gegensatz zueinander geraten, weil man die Situation annimmt, wie sie ist. Christliche Werte verbinden sich mit menschlichen Möglichkeiten: Liebe, Respekt, Freundlichkeit, Offenheit und öffnen die Tür zu überraschenden Lösungen. Alternativen sind nötig, kreative neue Entwürfe. Das geht nicht ohne Provokationen und Beharrungsvermögen bis zum Anschlag. Menschen sind gefragt im Niemandsland, das sich zwischen den verschiedenen Anschauungen auftut, die sich nicht vereinnahmen und festlegen lassen. Die Grenzen nicht akzeptieren, sondern bereit sind, sie zu überschreiten. Die nicht auf eigene Sicherheit Wert legen, sondern offen sind für ganz Neues. Dadurch gelingt es ihnen, Grenzen zu öffnen, die eigentlich nur Schutzzäune sind, aufgerichtet aufgrund der tiefen Verunsicherung.

Souveränität. Grenzgänger brauchen innere Unabhängigkeit und Sicherheit, also einen eigenen festen Glauben und die tiefe Gewissheit der Nähe Gottes. Während die Kränkbarkeit vieler Menschen zunimmt und sie immer empfindlicher reagieren, bis hin zu nackter Aggression, lassen sich diese Menschen nicht provozieren und verunsichern. Sie wissen, wo sie stehen. Sie wissen, dass ihre unabhängige Art Neid und Missgunst erzeugt und dass einige versuchen werden, sie schlecht zu machen. Da sie aber innerlich und auch äußerlich unabhängig sind, sind sie nicht erpressbar. Sie wissen, dass sie das von Gott bekommen, was sie für ihr Leben nötig haben, das macht sie unabhängig (äußerlich). Es sind starke Menschen, die auch schwach sein können und sich mit ihrer Schwachheit auseinandergesetzt haben, sie sind durch das Feuer der eigenen Erneuerung gegangen und deshalb „geläutert“ und stabil (innerlich). Sie haben sich mit sich auseinandergesetzt und sind an sich selbst nicht verzweifelt. Sie haben die Last ihrer Existenz auf Gott geworfen. Sie sind gestorben, damit sie leben können. Sie sind wirklich ganz frei und unabhängig. Sie können tun, was Gott sie anweist. Und solche Menschen werden aus der Masse der vielen Mitläufer, der angepassten und der willfährigen Konsumenten herausragen. Sie sind in keiner Weise angepasst und sind auf diese Weise das Beispiel dafür, dass es auch ganz anders geht. Sie haben nicht nur alternative Lösungen, sondern sie sind eine Alternative.

Was wird morgen sein?

Schon heute benötigen wir Liebe um diese komplexe Welt mit ihren schwierigen Menschen aushalten zu können. Morgen brauchen wir noch viel mehr Liebe. Gott stellt uns seine Liebe in unbegrenztem Maß zur Verfügung. Wir müssen lernen, Menschen zu werden, die unbegrenzt lieben, sich verströmen, freundlich und herzlich den Menschen begegnen, das Böse nicht vergelten – ja nicht einmal wahrnehmen, sondern nur auf das Gute bedacht sein. Andere Menschen, neue Menschen, Menschen, die vollkommen frei sind, weil sie freigemacht wurden, die nichts für sich brauchen, weil sie alles haben. Im Verborgenen und öffentlich vollbringen sie erstaunliche Taten der Liebe. Das hat Auswirkungen. Es kommt nicht auf ihre Macht, auf ihren Einfluss, auf ihre Vollkommenheit, auf ihr Wissen oder auf ihre Fähigkeiten an – sondern allein darauf, dass sie ihre Kraft und ihr Gelassenheit daraus gewinnen, dass sie Jesus entgegengehen, der zu ihnen kommt. Sie wissen: Morgen treffen wir auf ihn – dort wo wir ihn nicht erwarten haben, dort wo es uns unmöglich erscheint. Sie erwarten ihn und rechnen mit einer Begegnung mit ihm – morgen früh, wenn die Zukunft beginnt. Sie treffen auf Jesus dort, wo das Chaos am größten ist, die Ansprüche am lautesten formuliert werden, die Komplexität am bedrohlichsten erscheint. Dort treffen sie auf ihn – und alles ist anders.

Priesterliche Menschen gesucht!

Eine Krise wird begleitet von Verunsicherung und Orientierungslosigkeit. Tiefe Bedürfnisse brechen auf und das Verlangen nach Sicherheit wächst. In einer Krise gibt es jedoch keine einfachen Ratschläge, die Situation ist komplex. Es ist im Voraus nicht ersichtlich, welche Folgen eine Maßnahme zur Krisenbewältigung nach sich zieht. Die Entwicklungen sind unberechenbar, scheinbar willkürlich und überraschend anders. Umso mehr stellt sich die Frage nach der Gegenwart Gottes, dem Unveränderlichen, der ewigen Stabilität. Es sind priesterliche Menschen, die nach Antworten suchen, indem sie im Chaos den Blick auf Gott richten. Sie wenden ihre Aufmerksamkeit von den Schwierigkeiten, die sie umgeben und bestimmen, weg - und Gott zu: dem verborgenen und doch gegenwärtigen Gott. Nimmt die Not zu, verstärkt sich auch die Frage nach priesterlichen Menschen: Wo sind sie?

Ein Priester steht vor Gott und achtet auf ihn. Er blickt wie ein Diener auf seinem Herrn, er ist ausgerichtet auf jeden noch so kleinen Wink und bereit, gehorsam umzusetzen, was ihm befohlen wird (Psalm 123,2). Er ist offen und aufmerksam und mit seiner ganzen Existenz präsent vor Gott. Seine Haltung ist nicht die der meditativen Versenkung, denn da wäre er viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, bemüht, innerlich zur Ruhe zu kommen. Er steht auch nicht mit den erhobenen Händen des Lobpreises vor Gott, denn Lobpreis ist Sache der ganzen Gemeinde. Seine Hände sind geöffnet, um zu empfangen, so wie auch seine Ohren und sein Herz. Er ist konzentriert ausgerichtet. Seine Haltung drückt die Spannung einer intensiven Erwartung aus, von Hingabe und vollkommener Bereitschaft. Der Priester nimmt von Gott und gibt weiter, was er empfangen hat.

Das priesterliche Stehen vor Gott ist also nicht Passivität, sondern höchste Aktivität. Gott sucht Menschen, die vor ihm kommen, auf ihn hören und mit ihm reden. Als Priester vertreten sie die Menschen in ihrer Not und mit ihren Anliegen. Sie werden zu Partnern Gottes in der Ermöglichung des Lebens. Abraham verhandelt mit Gott um die Stadt Sodom, die dem Untergang bestimmt ist - und Gott sagt ihm zu, dass er die Vernichtung aussetzen würde, wenn sich 10 Menschen darin finden würden, die sich als Gerechte an Gott halten (1. Mose 18, 16 ff.). So ist es wichtig, dass in Krisenzeiten Menschen nicht aufhören, Gottes Gerechtigkeit, seine Güte und Freundlichkeit zu bekennen, ihn als den Allerhöchsten ehren und proklamieren - gegen allen Augenschein in dem Chaos der Umbrüche einer schwierigen Zeit. Gerecht ist derjenige, der alles von Gott erwartet - und nichts für sich selbst erreichen will.

Gott will ein Volk von Priestern. Gleich nach dem Auszug der Israeliten aus Ägypten beruft er sie zu einem Königreich von Auserwählten, zu einem heiligen Volk. Er schließt mit diesen Heiligen (Herausgerufenen) einen unverbrüchlichen Bund (2. Mose 19, 5). Er schafft sich ein Volk zu seinem Eigentum und gibt ihm einen Vorzug vor allen anderen Völkern. Diese Menschen werden zu Priestern für die ganze Welt. Die verschiedenen Versuche, das Priestervolk Gottes auszurotten, hatten das Ziel, Gott aus dieser Welt zu vertreiben und seine Macht zu schmälern. Sie sind nicht gelungen.

Die christliche Gemeinde tritt in der Nachfolge Jesu in den priesterlichen Auftrag ein. Denn Jesus ist der Hohepriester, der es allen Menschen ermöglicht, zum Thron Gottes zu kommen, um Barmherzigkeit zu empfangen und Hilfe zu erhalten, wenn sie nötig ist. Die Christen sind „das auserwählte Geschlecht, die königliche Priesterschaft, das heilige Volk, das Volk des Eigentums“ (1. Petrus 2, 9). Sie haben jederzeit Zutritt zu Gottes Thronsaal, das Allerheiligste steht ihnen offen. Sie sind berufen, die Wohltaten Gottes zu verkündigen und Gott mitten in den Schrecken dieser Welt die Ehre zu geben. Gott wird geehrt durch grenzenloses Vertrauen auch in der widrigsten Situation. Damit das Chaos nicht überhandnimmt, sucht sich Gott Menschen und beruft solche, die sich nicht beeindrucken lassen von schwierigen Umständen, sondern vielmehr unverwandt auf Gott blicken, ihm „geistliche Opfer darbringen“, die ihm wohlgefällig sind durch Jesus Christus (1. Petrus 2,5) - indem sie mit allen Fasern ihres Lebens an ihn glauben und dankbar sind für alles (Psalm 50, 14 und 23, Hebräer 13, 15-16, Epheser 5,20, Philipper 4, 4-6). Denn dadurch werden die bedrohlichen Umstände klein, sie verlieren ihren Schrecken und ihre bestimmende Macht.

Wie vollzieht sich der priesterliche Dienst?

1. Vor Gott stehen - vollkommen zugewandt, aufmerksam, konzentriert - auf ihn hören und ihm die Ehre geben. Das bedeutet: wegschauen von sich, den eigenen Umständen, der negativen Dynamik einer Krise. Das Eigene loslassen, um ganz frei zu sein für Gott: die eigenen Pläne, Bedürfnisse, Erwartungen - selbst die eigene persönliche Frömmigkeit. Nichts selbst sein, sondern ganz vor Gott da sein, auf ihn schauen. Tag und Nacht Gottes Nähe suchen und ihn als den großen, allmächtigen Herrn der ganzen Welt und aller Umstände zu bekennen - vielleicht mit den uralten Worten der Psalmen (zum Beispiel Psalm 97, 100, 108, 115, 142).

2. Die Welt zu Gott bringen, sie vor seinem Thron niederlegen. Ihn bitten: „Schau an ...“ Das heißt Gott mitteilen, was geschieht, ihm das Elend klagen, die Not bringen. Dadurch entsteht ein Transfer zwischen Gott und Welt, wird eine Brücke gebaut, bleibt die Welt nicht allein in ihrem Chaos. Mitten in der Dunkelheit leuchtet ein Licht: Indem der priesterliche Mensch vor Gott steht, ist Gott genau an diesem Ort gegenwärtig, das Dunkel weicht, neue Hoffnung bricht auf.

3. Gott um sein Eingreifen bitten, Fürbitte tun für die Menschen in ihrer Not. Konkret und demütig bittend die Last der Welt zu Gott bringen. Nicht anklagen, sondern an Gottes Herz appellieren, seine Liebe für die Not in Anspruch nehmen. Gott nimmt das Gebet seiner Priester ernst, deshalb haben sie den Auftrag, ihm in den Ohren zu liegen. Gott hört gern zu, das glaubensvolle Flehen seiner Priester bewegt seinen Arm. Wo Priester beten, ist nicht alles verloren.

4. Für die Schuld eintreten, Buße tun. Vieles ist sehr gravierend, die Schuld der Menschen nimmt insgesamt zu. Priester sprechen vor Gott an, was nicht in Ordnung ist, es wird nichts beschönigt, sondern Verantwortung dafür übernommen. Jede Schuld braucht jemand, der

für sie geradesteht. Nun kann Gott sie auf Jesus legen, der sie wegnimmt. Der Priester nimmt das Opfer Jesu für die Schuld in Anspruch, seinen Tod am Kreuz. Damit ist sie getilgt. Der priesterliche Dienst ist ein Dienst der Versöhnung, der Befreiung, der Heilung: Hindernisse werden beseitigt, damit Gottes Freundlichkeit und seine Liebe die Menschen erreichen und verändern kann.

5. Den Segen Gottes weitergeben. Die Priester stehen vor Gott und empfangen seinen Segen. Diesen Segen geben sie weiter, indem sie den Namen Gottes auf die Menschen legen. So fließen Segensströme Gottes in die Welt hinein - das Chaos wird von ihm durchdrungen, die Not der Menschen gelindert. Segnen heißt: Die Freundlichkeit Gottes über einem Menschen ausrufen, das leuchtende Angesicht Gottes über den Menschen aufgehen lassen und ihm seine Gnade zusprechen. Der Segen schafft Nähe zu Gott: Er ist gegenwärtig! Durch den Segen empfangen gehetzte und getriebene Menschen Ruhe, in ihren Herzen beginnt der Frieden für die Welt (4. Mose 6, 22-27).

6. Gottes Wort hörbar ausbreiten. Die Priester rufen das heilsame, heilende Wort Gottes in diese Welt hinein. Sie erheben den Anspruch Gottes auf die Menschen, denn sie gehören ihm. Sie lassen nicht locker - auch wenn sie verfolgt werden oder zum Schweigen gebracht werden sollen. Weil sie auf Gott gehört haben, können sie nun auch sein Mund sein. Ob passend oder nicht bekennen sie: Gott ist der Herr! Dadurch kehren die Ordnungen Gottes in diese orientierungslose Welt zurück, werden die Gesetze des Lebens wieder in Kraft gesetzt. Die Herrschaft Gottes wird sichtbar: Er hat das letzte Wort.

7. Priester versammeln die Gemeinde um das Wort Gottes. Sie geben die Mitte vor und richten die Gemeinde auf Gott hin aus. Indem sie unentwegt auf Gott hinweisen, ermöglichen sie einen unverstellten Blick auf ihn. Sie organisieren nicht, verwalten nicht, sie sind vollkommen frei und unabhängig, nur dem Wort Gottes verpflichtet. Sie werden nicht müde, die Gemeinde in der Verwirrung der gegenwärtigen Zeiten auf Gott hin zu konzentrieren: Hier ist die Macht! Hier ist die Herrschaft! Von hier kommt Hoffnung und neue Kraft! Die Gotteswahrheit, die sie in einer Welt von Fake News aussprechen, schafft einen Raum der Freiheit: Neues wird möglich!

Zusammengefasst heißt das: Der priesterliche Dienst ist eine Haltung, die aus einer intensiven Gottesbeziehung erfolgt. Sie braucht Gottesnähe, den Raum Gottes, das Allerheiligste. Deshalb suchen priesterliche Menschen Stille und Einsamkeit mitten im Lärm der Welt, sie verzetteln sich nicht in vielem, sondern hören ganz und gar in allem Gott. Sie bewahren im Chaos einer Krise die Ruhe und leben jederzeit in seiner Gegenwart. Sie sind anders, sie sind ein Zeichen des Widerspruchs - und damit ein Hoffnungszeichen, dass es auch anders geht und noch nicht alles verloren ist: Denn Gott lässt sich seine Macht nicht nehmen, er regiert trotz allem und bestimmt den Lauf der Dinge zu allen Zeiten.

Vorbereitet sein

Nach meinem kritischen Artikel über „Corona“ mit der Feststellung, dass die eigentliche Krise noch vor uns liegt, wenn „Corona“ vorbei ist, wurde ich gefragt: „Wir können wir uns auf die große Krise vorbereiten?“

Es hat sich in der Coronazeit herausgestellt, dass viele schnell an ihre Grenzen kamen, Ungeduld und Aggressivität zunahmen, manche sich auch ins Schneckenhaus zurückzogen - auf jeden Fall, dass die Bedürftigkeit des Einzelnen deutlich zutage trat und der Wunsch, wahrgenommen zu werden, teilweise zu unrealistischen Forderungen wurde. In Gemeinden beschwerten sich zum Beispiel Gemeindeglieder, dass der Pastor sich nicht um sie gekümmert habe, nicht einmal drei Minuten Zeit für einen Anruf habe er erübrigt. Dabei wurde deutlich, dass ein Kurzanruf nicht ausgereicht hätte. Außerdem hatte sich der Pastor in diesem Fall intensiv um viele Gemeindeglieder gekümmert - nur nicht um diesen einen. Der Pastor kann sich nicht in gleicher Weise um alle kümmern!

Ich finde es deshalb wichtig, dass Gemeinden (genauso auch Werke, Einrichtungen, Organisationen und Behörden) Menschen suchen und berufen, die sich im Krisenfall um diejenigen kümmern, die Hilfe brauchen. Es geht hier nicht um die spezielle Aufgabe einer intensiven Seelsorge, sondern darum, Zeit zu haben, zuzuhören, dem Problem des Bedürftigen Raum und damit einen Wert und eine Bedeutung zu geben. Wer sich in seiner Not wahrgenommen fühlt, sieht seine Lage anders. Wenn man den Eindruck hat, nicht allein zu sein, sind Schwierigkeiten besser ertragbar.

Diese „**Trouble-Manager**“ sind also dazu da, sich Zeit zu nehmen, Menschen in ihrer Bedürftigkeit nachzugehen, trotz Isolation zu besuchen, abzufedern, was sonst unerträglich wäre. Sie stehen als Gesprächspartner zur Verfügung (notfalls telefonisch oder mit Abstand), nehmen den Schmerz und das Leid auf, stellen sich mit in eine Notlage. Sie hören zu und ertragen auch schwere Situationen. Wo möglich suchen sie mit nach Lösungen, zeigen Wege auf, die gangbar sind, und helfen bei der Umsetzung nötiger Konsequenzen. Vielleicht unterstützen sie auch im Kontakt zu Behörden, machen Mut, sich durchzusetzen - oder nachzugeben.

Es versteht sich, dass diese „Trouble-Manager“ stabile, belastbare, geduldige Menschen sein müssen, die uneigennützig und unabhängig agieren. Sie sehen nicht auf sich, sondern geben dem anderen Raum. Sie haben Zeit und sind so flexibel, dass sie auf die Notwendigkeiten der jeweiligen Situation eingehen können. Sie ermutigen, geben Hoffnung, bedecken Wunden, schützen vor Tiefschlägen und sorgen dafür, dass der Notleidende nicht in seiner Ohnmacht verharrt, sondern handlungsfähig wird. Diese Aufgabe bewegt sich in einem Raum zwischen Sozialarbeit, Seelsorge, geistlicher Ermutigung und Krisenbewältigung.

Die „Trouble-Manager“ werden jetzt, in ruhigeren Zeiten, gesucht und berufen. Sie werden gestärkt und ausgebildet für diesen Dienst, den sie im Auftrag der ganzen Gemeinde in enger Zusammenarbeit mit dem Pfarrer tun. Ihre Ausbildung ist ein Training in Belastbarkeit, Gesprächsführung, Zuhörenkönnen und Konfliktkunde. Die „Friedensstifterseminare“, die ich

seit Längerem durchführe, könnten als ein solches Training verstanden werden. Aber es ist wichtig, dass jeder für diese Aufgabe seinen eigenen Schwerpunkt wählt und spezielle „Tools“ für diese Aufgabe entwickelt.

Die „Trouble-Manager“ suchen selbst nach Notlagen, indem sie aufmerksam unterwegs sind, oder sie werden vom Pastor oder der Gemeindeleitung zu bestimmten Menschen geschickt, mit der Aufgabe, sich um sie zu kümmern. Wichtig ist, dass das Team der „Trouble-Manager“ einer Gemeinde zusammenarbeitet, sich regelmäßig austauscht und sich in Supervisionsrunden reflektiert und optimiert. Die „Trouble-Manager“ müssen einen Raum bekommen, wo sie selbst die Belastungen ihrer Tätigkeit loswerden können und neue Kraft tanken.

Dieser Raum entsteht dort, wo sie Gott begegnen und sich selbst und ihre Probleme auf ihn beziehen. Es entsteht ein Dreieck zwischen der Not der Betroffenen, den Erfahrungen der „Trouble-Manager“ und Gott. Indem Gott mit ins Spiel kommt, wird aus dem Kreisen um sich selbst und der eigenen Not eine neue Perspektive, gelingt der Abstand zu den Problemen, aus einem begrenzten Ich wird ein gemeinsames Wir: „Wir mit Gottes Hilfe!“ Die „Trouble-Manager“ stehen nicht in der Gefahr von Überforderung, weil Gott die Lasten trägt. Sie sehen immer wieder über den momentanen Punkt hinaus in Gottes Ewigkeit. So kann eine Krise zu einer positiven Erfahrung werden, zu einem grundsätzlichen neuen Verständnis führen - und Gott auf noch tiefere und tragfähigere Weise erfahren werden. Die „Trouble-Manager“ vermitteln ein positives Verständnis von Schwierigkeiten, helfen dazu, den Sinn der Krise zu entdecken und das Leid auf stimmige Weise ins eigene Leben zu integrieren.

Christen könnten insgesamt auf diese Weise zu „Trouble-Managern“ in dieser Welt werden, Not lindern, abmildern, Menschen ernst nehmen und in Schwierigkeiten begleiten. Das könnte ein Dienst sein, der Christen in Krisen auszeichnet: Sie schauen von sich weg und kümmern sich um die, die allein gelassen einer negativen Dynamik ausgeliefert sind.

Vom Problem zur Lösung

Wir haben bisher viel zu sehr am Problem gearbeitet und uns hier verhakt. Lösungen sind das, was uns die Zukunft erschließt, uns öffnet für neue Möglichkeiten. Wird sich vielleicht an diesem Punkt durch die Corona-Krise unser Denken und damit auch unser Verhalten verändern?

Wenn wir uns heute vorstellen, dass wir die Corona-Zeit hinter uns haben - wie geht es uns dann? Wir erinnern uns an die Zeit, als Homeschooling und Homeoffice unseren Alltag umkrepelten, wir uns mit Gesichtsmasken begegneten und Abstand hielten, vieles nicht möglich war und unser Leben durch die Einschränkungen behindert war, wir mit Sorge auf die nächsten Tage blickten und die unbestimmte Angst vor dem Virus uns lähmte. Wir blicken dann zurück und sind vielleicht erleichtert oder auch amüsiert - so wie wir heute zurückblicken auf die Zeit, als wir noch mit Wählscheibe telefonierten, die PCs dauernd abstürzten und Dokumente mühsam in das Faxgerät gestopft wurden.

Wenn wir uns jetzt vorstellen, wie wir dann auf die Krisenzeit zurückblicken werden, spüren wir die Erleichterung, die sich dann breitmacht. Wir haben es hinter uns! Wir erinnern uns an viele Begebenheiten aus dieser Zeit und lachen nun darüber - ein Lachen der Befreiung! „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein ...“ (Psalm 126).

Wer eine schwere Krise bewältigt hat, hat sich verändert. Er ist stärker, selbstbewusster, mutiger geworden. Er hat es geschafft! Künftige Krisen verlieren fortan ihr bedrohliches Gesicht: Wenn ich das überstanden habe, wird es nichts mehr geben, was mich vollkommen aus der Bahn werfen könnte! So gehen wir nach der Krise erleichtert und befreit weiter. Mit dem Ende der Krise sind auch viele Sorgen erledigt: die Sorgen im Blick auf die Zukunft. Die Angst, was alles passieren könnte, hat ihren Schrecken verloren. Dass wir nicht wissen, was noch alles auf uns zukommt, macht uns nichts mehr aus. Wir können annehmen, was geschieht, und auch dem Unwägbareren mutig begegnen.

Wird das Leben nach der Krise ein leichteres, ein erleichtertes, vielleicht sogar befreites Leben sein? Ein Leben mit mehr Gelassenheit und Vertrauen - Vertrauen in Gott, in uns, in die gemeinsamen Möglichkeiten der Krisenbewältigung? Vielleicht sind wir nach der Krise mehr an Lösungen interessiert als an Konflikten, denn es wird uns nun leichter fallen, Probleme zu lösen. Vielleicht weil wir dann vieles nicht mehr so ernst, tragisch (eher tragisch-komisch) finden. Vielleicht gehen wir mit dem, was nicht funktioniert, geduldiger und barmherziger um. Vielleicht haben wir es nicht mehr nötig, auf unserer Meinung zu beharren, denn wir sind flexibler, offener, bereiter, uns auf andere Möglichkeiten einzulassen - weil wir das in der Krise geübt haben. Vielleicht sind wir insgesamt gelassener geworden und das Kreisen um uns, unser nachdrückliches Bemühen um Selbstwirksamkeit hat aufgehört. Wir sind von uns selbst befreit - wir können wieder lachen und in unbeschwerter Freude leben.

Denn: Wir sind durch schlimme Zeiten gegangen und haben uns verändert. Wir sind nicht mehr abhängig von den Umständen. Wir sind befreit von den äußeren Bedingungen - frei für das, was wirklich wichtig ist. Wir haben überflüssige Lasten abgelegt und sind beweglich geworden. Wir klammern uns nicht mehr verzweifelt stur an brüchige Strohhalme. Wir sind nicht mehr interessiert an Konflikten und Krisen, sondern offen für unkonventionelle Lösungen. Nichts muss mehr so sein, wie es immer war.

Ich denke, dass wir nach Corona Konflikte anders lösen werden: entschiedener, schneller, mutiger - aber auch freundlicher, humorvoller, leichter. Als Konfliktberater interessiert es mich, wie sich unsere Konfliktbewältigungsstrategien verändern werden. Ich will aufmerksam beobachten, wie wir in Zukunft mit den Problembereichen unseres Lebens umgehen werden. Vielleicht so:

Wir lassen uns nicht mehr provozieren. Wir finden es nicht mehr schlimm, wenn uns ein Missgeschick passiert. Wer Kritisches anspricht, wird beachtet. Es gelingt uns, mit Konflikten zu spielen - das heißt, sie wie einen Ball in die Hand zu nehmen. Sie haben dadurch keine Macht mehr über uns. Wir segeln mit dem Sturm und nutzen Konflikte als positive Energie für Veränderungen. Wo Konflikte nichts bringen, lassen wir sie ins Leere laufen, nehmen sie einfach nicht ernst, sondern ignorieren sie. Wir müssen nicht auf jedes Problem eingehen. Wenn sich etwas zu wichtig macht, entziehen wir ihm unsere Aufmerksamkeit. Wir betrachten unterschiedliche Meinungen als faszinierende Ideen und suchen nach einem gemeinsamen Ansatzpunkt. Wir wehren dem Verharren in Gegensätzen. Wir arbeiten zusammen, um zu guten - für alle befriedigenden - Ansätzen zu kommen. Wir erkennen den größeren Zusammenhang und schaffen ganz neue Rahmenbedingung, indem wir die Umstände verändern. Wir sind bereit zu Kompromissen und auch für vorläufige oder nicht so optimale Lösungen. Notfalls suchen wir auch Hintertüren und wo nötig können wir auch nachgeben. Es ist alles nicht ganz so wichtig, wie es uns den Anschein geben möchte. Wir sind in vielem überraschend anders, weil wir uns von unseren Festlegungen gelöst haben. Wir machen dabei gute Erfahrungen und diese sind die besten Voraussetzungen für weitere. Wir müssen niemand mehr kleinmachen, um selbst groß zu sein, denn wir haben verstanden: Wir sitzen alle in einem Boot. Wir haben den Mut, die Dinge anzusprechen, die nicht gut laufen, denn wir wollen nicht uns selbst durchsetzen, sondern miteinander vorankommen.

Vielleicht haben wir unsere Probleme in der Vergangenheit durch unsere ständige Beschäftigung mit ihnen nur gefüttert und so dafür gesorgt, dass sie zu einem fetten Problem werden konnten. Vielleicht sollten wir nun das Böse nicht mehr verbissen bekämpfen, sondern vielmehr über es lachen, es nicht so ernst nehmen. Dem Gespenst die Maske vom Gesicht reißen und es auslachen, denn wir sehen nun, dass nichts dahinter war. Im Gegensatz dazu können wir jetzt, wo die Masken fallen, das Gesicht des Gegenübers mit Neugier und Offenheit betrachten und das Fremde wertschätzen, das wir nun wahrnehmen - und das wir früher bedrohlich fanden. Wir stellen fest, dass uns im anderen eine neue, interessante Welt entgegentritt, die faszinierend ist und unseren Horizont erweitert.

Vielleicht kommen wir nach der Krise auch wieder dazu, uns Zeit füreinander zu nehmen, statt in allem nach dem Nutzen zu fragen. Wir erkennen, was wirklich wichtig ist, und haben den Mut, das Unwichtige zu ignorieren. Wir wenden uns davon ab und wenden uns dem zu, was tatsächlich bedeutend ist - das ist wahrscheinlich nicht so viel, wie wir zunächst denken. Wir gewinnen Zeit und neuen Bewegungsspielraum. Die Welt unseres Alltags wird unkomplizierter, einfach. Das Leben ist wieder das, was es ist, ohne dass wir es künstlich aufpumpen und mit vielem füllen müssen - was letztlich nur ein schales Surrogat des Lebens ist. Wir können dem wirklichen Leben neu begegnen - unserem eigenen, einmaligen Leben. Wir gewinnen Zeit für die Begegnung mit uns selbst, mit Gott, wir nehmen Platz zu Jesu Füßen und sind befreit, das zu leben und umzusetzen, was wir als den guten Willen Gottes für uns entdecken. Es geht nicht mehr um Perfektion, sondern um Leben.

Wir machen uns frei von Trends und der Abhängigkeit vom allgemeinen Mainstream. Wir lösen uns von den Meinungsmachern mit ihren kurzschlüssigen Festlegungen und ihren Beschwörungen, mit denen sie uns ein erfülltes Leben versprechen. Wir brauchen nicht mehr für alles eine Erklärung - vieles können wir nun stehen lassen, ohne dass wir dadurch unruhig werden. Jeder weiß in seinem Herzen: Mein kleines Leben genügt, ich brauche nicht mehr - wir sind unabhängig von Konsum, Leistung und den ständigen Forderungen nach Wachstum. Wer die Krise bewältigt hat, ist zufrieden mit dem, was er hat - und mit sich selbst. Das Leben zählt letztlich mehr als der Besitz, das Sein mehr als das Haben. Wer aus der Krise kommt, ist gereinigt, geläutert, erneuert. Er hat sich in einer extremen Situation erfahren und ist belastbarer geworden - nun muss er sich selbst und niemand sonst mehr etwas beweisen. Was er nicht kann und nicht hat, schwächt ihn nicht - er kann über sich und seine Bedürfnisse lachen, weil er ihnen distanziert gegenübersteht, sie bestimmen ihn nicht mehr. Ruhe bekommt nun einen größeren Wert als Hektik und Stress.

Wenn wir nach Corona zurückschauen, werden wir über vieles den Kopf schütteln, was wir vor Corona gemacht haben - und als Neugewordene weitergehen.

Offen sein für Neues

Wir verstehen uns nicht und reden aneinander vorbei. Oft führt das zu Konflikten. Wir fühlen uns missverstanden oder abgelehnt. Warum ist das so?

Jeder sieht mit seiner Brille und hat einen eigenen Blickwinkel. Die persönlichen Vorstellungen von der Welt, von Menschen und ihrem Verhalten sind oft krass unterschiedlich, denn jeder hat seine eigene Prägung. Unser Blick auf die Umwelt formt sich in den Kinderjahren. Wir lernen von unseren Eltern und übernehmen ihre Sichtweise. In den ersten Lebensjahre geschieht das vollkommen unreflektiert: Wir halten das für wahr und wirklich, was uns die Eltern erklären. Erst nach und nach beginnen wir die Paradigmen unserer Eltern zu hinterfragen und entlarven sie als Festlegungen, die nicht immer so zutreffen und auch nicht immer hilfreich sind. Wir machen uns eigene Gedanken und finden zu unserer eigenen Weltsicht. Bei diesem Vorgang spielen die Erfahrungen, die wir machen eine große Rolle. Wir halten also das für wahr, was wir als wahr begreifen und was sich uns als wahr bestätigt. Unsere eigene Wahrheit ist aber keinesfalls die Wirklichkeit. Wahr ist, was wir für wahr halten - und da hat jeder seine eigene Vorstellung und seine Meinung, die sich dann im Lauf des Lebens immer mehr verfestigt.

Im Streitfall müssten wir also sagen: „*Ich* sehe es so! Das ist *meine* Meinung!“ Dabei sollte uns bewusst sein, dass der andere den gleichen Tatbestand ganz anders sehen könnte. Wir müssen uns also - möglichst ruhig und sachlich - erklären, was wir sehen und warum wir zu unserer Sichtweise gekommen sind. Unsere Argumente brauchen eine Begründung - und die ist immer unserer Prägung und unserer Erfahrung geschuldet. Wenn wir uns klar machen, dass es *die* objektive Sichtweise gar nicht gibt, könnte uns das entspannen: Es geht nie um die vollkommene Richtigkeit, die eigene Position ist nicht unhinterfragbar Fakt und unerschütterlich gewiss.

Das bedeutet: Wir müssen uns annähern. Wir hören aufeinander und versuchen, uns zu verstehen. Wir fragen nach - so lange, bis wir begreifen, warum der andere so denkt, wie er denkt. Wir bemühen uns, den eigenen Standpunkt zu erklären - nicht zu verteidigen - und den des anderen zu begreifen. Dazu verlassen wir unser eigenes Paradigma und übernehmen die Sichtweise der anderen Seite (so gut es geht). Wir lassen uns (möglichst) vorurteilsfrei und offen auf einen neuen Blickwinkel ein. Wenn es uns gelingt, den anderen von seiner Warte aus zu verstehen, in seine „Schuhe zu schlüpfen“, wenn wir uns tatsächlich ein wenig in die Welt des anderen hineindenken oder hineinfühlen können, begreifen wir, dass der andere mit seiner Meinung nicht gegen uns ist, sondern einfach seine eigene Weltsicht vertritt, die er für absolut und richtig hält.

Dieser Moment des Verstehens kann in einem Konfliktfall viel entspannen. Wenn wir dem anderen sagen: „Jetzt verstehe ich dich! Jetzt begreife ich deine Meinung!“ öffnen sich Türen. Damit ist ja nicht gesagt, dass ich nun die Meinung des anderen teile - ich verstehe seinen Standpunkt und bleibe auf meinem. Aber wir haben uns einander angenähert. Wir verstehen, warum der andere so denkt und dass seine Argumente für ihn schlüssig und stimmig sind - und er deswegen auch seinen Standpunkt nicht verlassen kann. Was der

andere denkt hat mit seiner Identität zu tun - und die kann er nicht ohne weiteres aufgeben. Wir sollten uns also - statt immer wieder die gleichen Argumente auszutauschen und unhinterfragbar auf unserer Meinung zu beharren - uns von unserem Leben, unserer Erfahrung, unserer Weltsicht und unseren Prägungen erzählen. Wir sollten uns Zeit nehmen einander kennenzulernen. Das bedeutet, dass wir mit Interesse und Neugier einander begegnen und uns öffnen für eine andere Welt, seine Welt.

Schwierig wird es, wenn wir uns nicht akzeptiert und abgelehnt fühlen. Dann klammern wir uns nur noch mehr an das, was uns Sicherheit gibt: Unsere eigene Weltsicht. Wir beharren auf dem, was wir für richtig halten und bemühen uns, die Meinung des anderen schlecht zu machen: Wir haben recht und der andere ist falsch. Wir finden viele Begründungen, die uns selbst bestätigen und den anderen noch mehr hinterfragen. Im Konfliktfall führt das zur Verhärtung, wir kommen nicht weiter. Wir legen uns unwiderruflich fest und verschärfen die eigene Position. Wir suchen nach Unterstützern für die eigene Meinung und nach dem, was uns bestätigt. Wir begeben uns in die „Blase“, die unseren Standpunkt unterstützt und fühlen uns hier sicher, weil die Menschen, die sich ebenfalls hier befinden, genauso denken wie wir. Im Augenblick können wir in unserer Gesellschaft eine starke Blasenbildung beobachten: Jeder sucht sich die Nische, die ihm entspricht und ihn stärkt. Für jede Meinung lassen sich Fachleute finden, Zitate, Fakten, die begründen sollen, dass wir richtig liegen. Aber die Gemeinschaft, der gemeinsame Konsens leidet darunter. Die Gesellschaft zerfächert sich in viele unterschiedliche Meinungsgruppen, die gegeneinander stehen. Es ist die Angst, sich selbst zu verlieren oder plötzlich allein dazustehen, die uns nach sicheren Bereichen suchen lässt, in denen wir Bestätigung erfahren.

Dagegen müssten wir gerade dort, wo wir mit unserer Ansicht auseinanderliegen, zu einer gemeinsamen Position kommen. Das ist Arbeit, denn das geht über das pure Verständnis für die Sichtweise anderer hinaus. Wir gehen auf sie ein und verlassen unsere festgefügte Meinung. Wir sind bereit, uns selbst in Frage zu stellen und halten es für möglich, dass der andere doch ein wenig Recht hat. Wenn dann beide Seiten die Größe besitzen, ihren Standpunkt ausweiten, um dem anderen entgegenzukommen, ist es möglich, dass man sich in der Mitte trifft. Das bedeutet nicht, dass wir unseren Standpunkt verlassen müssten - wir setzen ihn vielleicht nur für eine kurze Zeit außer Kraft, um herauszufinden, ob man sich auch mit einer anderen Position anfreunden könnte. Wir spielen mit verschiedenen Optionen und halten vieles für möglich. Wir erproben, wie sich das für uns anfühlt und ob wir auch mit anderen Sichtweisen zurechtkommen könnten. Vielleicht entdecken wir dabei Übereinstimmungen und finden zu gemeinsamen Überzeugungen.

Denn der Schritt über sich selbst hinaus könnte ja eine Bereicherung der eigenen Identität sein. Er bedeutet nicht, dass wir uns verlieren - sondern neu gewinnen. Unsere Weltsicht weitet sich aus, wir verstehen mehr vom Leben und seinen unterschiedlichen Möglichkeiten. Wir verlassen das Gefängnis unseres Ich und lassen uns auf neue Möglichkeiten ein. Wir verlieren nicht, sondern wir gewinnen: unser Leben wird größer und weiter. Wir besiegen die Angst, der andere könnte mächtiger und überzeugender sein.

An diesem Punkt sind wir heute in starker Weise herausgefordert: Das Bisherige kommt auf den Prüfstand, wir müssen neu denken und Neues für möglich halten. Wir können nicht mehr so weitermachen wie bisher, sondern müssen unser Leben neu finden und neu gestalten. Wir sollten lernen, die Welt mit Gottes Augen zu sehen und vielleicht finden wir dadurch zu einer neuen gemeinsamen Sicht. Das könnte immerhin ein Anfang sein - denn wir werden nie damit fertig werden, Gott ganz zu verstehen. Wir werden jeden Tag mehr von dem entdecken, wie Gottes Vorstellung von uns und dieser Welt aussieht. Aber das könnte unseren Blick auf die Wirklichkeit auf neue Weise prägen.

Dazu ist es nötig, innezuhalten und sich selbst aus der Distanz sehen. Sich selbst einmal mit anderen Augen zu betrachten, könnte dazu helfen, sich selbst auf die Spur zu kommen, um sich zu verstehen: Warum denke ich so? Warum ist mir das so wichtig? Statt über die Meinung des anderen genervt den Kopf zu schütteln und gebetsmühleartig die eigene zu wiederholen, könnte der Moment des Schweigens die Tür zu neuen, spannenden Ansichten öffnen. Vielleicht treten wir ins Weite wie jemand, der eine verschlossen Welt hinter sich lässt und diesen Schritt als Befreiung erfährt. Ein vollkommen neuer Blick tut sich auf: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein. Dann wird man sagen unter den Heiden: Der Herr hat Großes an ihnen getan! Der Herr hat Großes an uns getan; des sind wir fröhlich“ (Psalm 126, 1-3).

An der Schwelle einer neuen Zeit

„Als die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn“, erklärte der Apostel Paulus den Galatern (Galater 4, 4). Mit Jesus Christus bricht eine neue Zeit an und eine alte geht zu Ende. Vergangen ist die Zeit der Unmündigkeit, die Knechtschaft unter den Mächtigen der Welt. (Galater 4, 3). Die Mächtigen werden entthront und die Niedrigen bekommen eine neue Würde (Lukas 1, 52). Mit Jesus beginnt eine neue Zeit der Mündigkeit und Stärke, vor allem für die Schwachen und die Erniedrigten.

Auch heute - zweitausend Jahre später - beginnt eine neue Zeit. Die Stärke der Entmündigten und Erniedrigten hat sich mittlerweile in Individualismus und Egoismus verwandelt. Jeder sieht nur noch auf das Seine und nicht mehr, was dem anderen dient. Jeder ist sich selbst der Nächste und fordert vom anderen Freiheit und Unabhängigkeit, um sich selbst verwirklichen zu können. Eigenverantwortung hat sich in Selbstverwirklichung verwandelt, es geht vor allem um Selbstbezogenheit und Selbstoptimierung. Das ist auch heute ein Zeichen, dass sich die Zeit erfüllt hat und zu Ende geht: Die Liebe erkaltet zunehmend (Matthäus 24, 12). Das heißt: Etwas Neues ist dran! Jetzt, heute müsste die neue Zeit der Liebe und der Fürsorge für den Nächsten anbrechen. Aber so wie damals, zu Jesu Zeiten, die Mächtigen es nicht kapierten wollten, dass ihre Zeit zu Ende ist und, im Gegenteil, nur noch mehr ihre Macht demonstrierten - bis hin zu Jesus Tod, so wehren sich heute die Mächte des Ichs einzusehen, dass ihre Zeit vorbei ist. Der Egoismus wird stärker und der Individualismus fordert unbegrenzte Freiheit - gegen die Mitmenschen.

Zur Zeit Jesu kündigten erstaunliche Zeichen vom Zeitenwandel und vom Ende der bisherigen Machtstrukturen: Jesus, der Herr der Welt, wurde in einem Stall geboren, eine Futterkrippe war seine Wiege, arme Hirten die Besucher auf dieser Entbindungsstation (da alle Klinikbetten belegt waren). Die Minderbemittelten begannen Gott zu loben, weil sie mehr sahen als die anderen. Fremde kamen und fanden Asyl im Stall von Bethlehem, sie verzichteten auf Weisheit, Besitz und Heimatrecht und beteten ein Kind an. Die Verhältnisse wurden auf den Kopf gestellt!

Heute kündigen die Bedingungen der Pandemie davon, dass dem Bisherigen Grenzen gesetzt sind. Die Jagd nach mehr Konsum ist beendet. Das Maß hat sich gefüllt. Es geht nicht mehr so weiter, der Mensch wird in seine Schranken verwiesen. Die Freiheit des Einzelnen ist die Freiheit des anderen. Es genügt nicht mehr, nur nach seinem Vorteil zu schauen, sondern ein Vorankommen ist nunmehr gemeinsame Sache. Der egoistische Individualismus muss einem neuen Verständnis von Gemeinschaft Platz machen. Statt um das Ich geht es um das Wir. Aber das Ich wehrt sich und macht mobil, es räumt seinen Platz nicht freiwillig. Mit allen Mitteln verteidigt es seine unbegrenzte Unabhängigkeit und kämpft für sich und seine Vorteile. Es scheint nicht vorstellbar, auf das Eigene zugunsten des anderen zu verzichten. Eine neue Form des gemeinsamen Miteinanders ist undenkbar. Ohnmacht macht sich breit und erzeugt Angst, Panik entsteht und mündet in Aggression. Man sucht nach Selbstvergewisserung und nach Fachleuten, die die eigene Meinung bestätigen (2. Timotheus 4, 3). Das Neue, das erforderlich ist (und das kommen wird), ist einfach zu bedrohlich.

Loslassen kann nur der, der vertrauen kann. Und deshalb ist es wichtig, dass wir auch heute, an unserer Zeitenwende, auf Jesus sehen. Er kommt in unsere Angst und Unsicherheit. Er ist bei uns, wenn Altes zu Ende geht und Neues noch nicht greifbar ist. Er leitet uns auf dem Übergang in eine neue Zeit. Wir sollten auf ihn schauen. So wie er damals den Menschen gezeigt hat, wie Machtlosigkeit aussieht, und Mut gemacht hat zu einem einfachen Leben, so wird er auch uns heute zeigen, wie es geht, als Menschen zu leben, die nicht nur sich selbst im Blick haben, sondern das große Ganze. Er wird uns Liebe lehren. Denn vertrauen kann nur der, der liebt - weil er den anderen höher achtet als sich selbst (Philipper 2, 3). Die Liebe, die Jesus lehrt ist langmütig und freundlich, sie eifert nicht und treibt keinen Mutwillen, sie bläht sich nicht auf, verhält sich nicht ungehörig, sucht nicht das Ihre, lässt sich nicht erbittern, rechnet das Böse nicht zu, freut sich nicht über Ungerechtigkeit, erträgt alles, glaubt alles, hofft alles, duldet alles (1. Korinther 13, 4-7).

Heute ist die Zeit des Egoismus erfüllt und das Zeitalter der Liebe Gottes beginnt. Nur wer liebt, wird bleiben. Mehr als jemals vorher sollten wir von uns wegschauen und auf Jesus sehen. Im Vertrauen auf Jesus, der zu uns gekommen ist und kommen wird, um mit uns das Unerträgliche zu ertragen, der mit uns in schwierigsten Situationen aushält, erfahren wir Gelassenheit mitten in der Krise. Das macht uns stark, ruhig und sicher. Wir sind nicht allein. Jetzt in den schlimmen Umständen ereignet sich Weihnachten: Gott kommt uns nah, seine Freundlichkeit erleuchtet uns und gibt uns das Licht, den anderen zu sehen, seine Liebe überwindet unsere Angst. Und diese Freundlichkeit Gottes gibt uns die Kraft, unseren Mitmenschen mit Freundlichkeit zu begegnen.

Wir tragen Gottes Freundlichkeit und seine Liebe in eine Welt der Unfreundlichkeit und Lieblosigkeit. Wir harren aus ohne uns abzuschotten oder zurückzuziehen - denn wir haben Hoffnung. Wir nehmen die Finsternis wahr und zünden ein Licht an. Wir sind in der Fremde und zeigen anderen Menschen den Weg zur himmlischen Heimat. Wir lassen uns an dem genügen, was wir von Gott bekommen, denn es ist genug. Wir erfahren, wie Gott in unserer Schwachheit mächtig ist, deshalb können wir Ratlosigkeit zulassen. Wir müssen nicht so tun, als hätten wir alles im Griff, denn wir vertrauen, dass Gott den Überblick hat. Wir machen keine großen Pläne, denn wir wissen, dass es nur auf den nächsten Schritt ankommt. Wir achten auf Gottes Anweisung und halten fest, was wir haben, denn es ist unser Besitz, den wir mit anderen teilen können: unseren Glauben.

Glauben bedeutet in Beziehung zu Gott leben. Diese Beziehung ermöglicht eine neue Form von Gemeinschaft, in der ich gebe, ohne zu kurz zu kommen. Ich kann auf meine Freiheit verzichten, um dem anderen Freiheit zu geben. Ich nehme wahr, was ich will, akzeptiere aber auch, was der andere braucht. Ich bin ganz bei mir, aber auch ganz bei ihm. Ich verfolge mein Recht, gebe aber auch ihm recht. So viel ich von ihm fordere, so viel gebe ich auch. Ich will etwas für mich, Sorge aber auch für seine Bedürfnisse. Ich verzichte auf mich zugunsten eines größeren Miteinanders. Wenn es uns gemeinsam gut geht, dann geht es auch mir gut.

Diese neue Verhalten zeichnet die neue Zeit aus. Wir sind heute herausgefordert, das zu lernen. Weihnachten ist ein guter Zeitpunkt, um eine Zäsur zu machen und das Alte

abzuschließen: Weil Jesus gekommen ist, ist Neues möglich. Wir entscheiden uns für diese neue Zeit, die mit Jesus beginnt, und schließen einen Bund mit ihm: Jeder lässt los, was ihn bisher so sehr bestimmt hat, und lässt sich auf das ein, was Jesus schenkt. Er schenkt sich selbst.

Das ist der Schlüssel, der uns hilft, die Tür zu einer neuen Zeit zu öffnen: Wir nehmen die Schwierigkeiten an und lernen geduldig zu sein. Weil wir dranbleiben und nicht ausweichen, werden wir stärker und die Hoffnung in uns wird gewisser. Diese Gewissheit hilft uns weiter durchzuhalten. Und dann erfahren wir, dass die Liebe als Gottes Kraft in unsere Herzen ausgegossen ist und der Heilige Geist uns mit Gott verbindet. Die Liebe Jesu ist die Kraft, die uns hilft, in schwierigen Zeiten zu bestehen (Römer 5, 3-5).

Wir sollten Weihnachten mitten in unseren Schwierigkeiten feiern - nicht außerhalb von ihnen. Denn genau hier beginnt das Neue.

Den ersten Schritt wagen

Die Feststellung: „Das ist aber ungerecht!“ ist oft der Beginn eines Konfliktes. Wird keine Gerechtigkeit hergestellt, fühlt man sich ungerecht behandelt - ein Gefühl von Wut und Ohnmacht macht sich breit. Man sieht sich als Opfer, kommt sich benachteiligt oder übervorteilt vor und wenn es keinen „gerechten Ausgleich“ gibt, vergällt Bitterkeit das Leben. Das Gefühl, ungerecht behandelt worden zu sein, ist ein subjektives Gefühl. Man hat den Eindruck, dass man mehr gibt, als bekommt, andere werden bevorzugt, man selbst kommt zu kurz. Das innere Gleichgewicht ist aus der Balance geraten. Wie kann es wieder ins Lot kommen?

Gerechtigkeit zu fordern hilft meistens nicht, sondern vergrößert das Ungleichgewicht nur - vor allem, wenn der andere für sich keine Ungerechtigkeit erkennen kann. Vielleicht beharrt er auf seinem Recht und behauptet, dass alles gerecht zugegangen ist oder er den größeren Teil für sich beanspruchen darf. Ein gerechter Ausgleich, nach dem beide Seiten zufrieden sind und mit dem Gefühl, Gerechtigkeit erhalten zu haben, aus der Sache gehen, erfordert ein gemeinsames Verständnis der Situation und ist oft das Ergebnis langwieriger und mühsamer Klärungen und Verhandlungen. Man muss dem anderen deutlich machen, warum man etwas für ungerecht hält - und das lässt sich nur mit sehr persönlichen Argumenten begründen. Oft verstrickt man sich dabei in Selbstrechtfertigung, führt egoistische Gründe ins Feld und verfängt sich in Selbstgerechtigkeit: Man sieht nur sich und das eigene Bedürfnis nach Gerechtigkeit. Die unterschiedlichen Sichtweisen werden zum Machtkampf - und man kommt mit der eigenen Durchsetzungsfähigkeit schnell ans Ende, weil eine Position unbeweglich gegen die andere steht und jeder auf seinem Recht beharrt.

Gerechtigkeit kann man nicht fordern - auch wenn sie einem zusteht - sondern nur selbst gewähren. Die Hoffnung ist: Wenn ich meine Ansprüche gegen den anderen loslasse, ist eine Klärung möglich - weil dann auch der andere die Freiheit zu eigenständigem Handeln bekommt. Was ich für mich will, gebe ich auch dem anderen. Wenn ich zugunsten einer gemeinsamen Gerechtigkeit bereit bin, auf mein Recht zu verzichten, wird es auch der andere tun. Wenn ich aber an meiner Position festhalte, wird auch der andere mauern. Loslassen und dem anderen entgegenzukommen ist ein biblischer Weg. Der Grundsatz heißt: „Was ich will, dass mir die Leute tun, das tue ich ihnen auch“ (Lukas 6,31). Ich betrachte den anderen als Mitmenschen mit den gleichen Bedürfnissen nach Recht und Gerechtigkeit wie ich sie auch für mich erwarte.

Der erste Schritt auf den andern zu - vor allem wenn ich mich ungerecht behandelt fühle - ist ein schwerer Schritt. Wir können ihn nur gehen, weil wir wissen, dass wir von Gott beschenkt sind. Bevor ich Gerechtigkeit von Menschen bekomme, erhalte ich sie von Gott: Er spricht mich gerecht (Römer 3,24). Er ist meine Gerechtigkeit! Er schafft mir Recht! Das zu wissen macht mich stark, ich stehe nicht auf der Verliererseite. Ich lege mein Recht in Gottes Hand und werde ruhig. Da Gott unbegrenzt gibt, kann ich auch geben: „Gebt so wird euch gegeben. Ein volles, gedrücktes, gerütteltes und überfließendes Maß wird man in euren

Schoß geben; denn eben mit dem Maß, mit dem ihr messt, wird man euch wieder messen“ (Lukas 6,38).

Der Schlüssel zu einem gerechten Ausgleich, den ich für mich erhoffe, ist also: ich gebe von meinem Recht und schaue, was der andere braucht. Ich tue alles, um dem anderen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ich schaffe einen Ausgleich, indem ich gebe. Notfalls verzichte ich auf mein Recht, um der größeren Gerechtigkeit willen. So verstehe ich die Anweisungen der Bergpredigt: Wer den Rock nimmt, dem gebe ich auch den Mantel, wer mich nötigt eine Meile mit ihm zu gehen, den begleite ich freiwillig eine zweite, wer mich auf die rechte Backe schlägt, dem halte ich auch die andere hin (Matthäus 5, 38-42). Ich nehme momentane Ungerechtigkeit für mich in Kauf, um des größeren Gewinnes willen - die Gerechtigkeit für uns beide. Ich forsche nach, wo ich dazu beigetragen habe, dass Ungerechtigkeit entstanden ist und überprüfe selbstkritisch meine Bedürfnisse. Ich frage mich: Wodurch ist das Gleichgewicht zwischen mir und dir aus der Balance geraten? Was liegt dabei an mir? Wo habe ich nicht auf mich geachtet und keine Verantwortung für mein Leben wahrgenommen? Ich verurteile nicht den Splitter im Auge des anderen, sondern suche nach dem eigenen Balken (Lukas 6, 41-42).

Nur so gelingt der gerechte Ausgleich, nur so ist der Prozess der Vergebung erfolgreich. Denn genau das ist Vergebung: Ich verzichte auf mein Recht zugunsten des andern. Ich habe zwar Recht, aber ich halte es nicht fest und dem anderen vor. Ich gebe mein Recht in Gottes Hand - nun bin ich frei mich selbstkritisch anzusehen und auch den anderen in seiner Bedürftigkeit wahrzunehmen. Deshalb gibt es für einen Christen die Pflicht zu vergeben - sie macht frei und ermöglicht Beziehung. Jesus fordert uns auf, zu vergeben: „Vergebt, so wird euch vergeben“ (Lukas 6, 37 und auch Matthäus 6, 14-15).

Vergebung ist der erste Schritt zu einer gemeinsamen Gerechtigkeit. Er ist möglich, weil Gott uns vergibt, weil seine Vergebung uns gegenüber größer ist als die Vergebung, die wir unseren Mitmenschen gewähren (Matthäus 18, 21 - 35). Wo wir nicht vergebungsbereit sind, verhindern wir den Neuanfang, der zu einem gerechten Ausgleich führen kann. Wir legen uns fest und erstarren in unserer Selbstgerechtigkeit.

Dabei ist der Weg der Vergebung eine zweiseitige Sache. Er beginnt zwar einseitig, indem ich selbst den ersten Schritt wage. Ich gebe zu, was mein Anteil daran ist, dass die Gerechtigkeit aus dem Lot geraten ist. Ich bitte um Entschuldigung, wo ich den anderen übervorteilt, falsch beurteilt oder sogar ungerecht behandelt habe. Bei genauer und selbstkritischer Betrachtung werde ich immer etwas finden, wofür ich ehrlichen Herzens (und nicht nur oberflächlich) den anderen um Verzeihung bitten kann. Dadurch öffne ich das Gefängnis, in das wir uns durch das Beharren auf Positionen gebracht haben. Eine neue Sicht auf unsere Beziehung wird möglich, Spielräume entstehen, ein grundsätzliches Nachdenken beginnt, wie die gemeinsame Gerechtigkeit aussehen könnte. Nun ist Versöhnung möglich, also der Moment, wo Gerechtigkeit wieder hergestellt ist und wir uns auf einer Ebene begegnen können. Der biblische Rat lautet: „Vertrage dich mit deinem Gegner sogleich“ (Matthäus 5,

25). Ich reagiere also sofort, augenblicklich und ohne zu zögern. Wenn ich feststelle, dass ich einen Fehler gemacht habe, gebe ihn zu und bitte um Entschuldigung.

Versöhnung gelingt, wenn die Vergebung von beiden Seiten gewährt wird. Weil ich um Vergebung bitte und nun dem anderen das Recht gebe, das ihm zusteht, kann er nun auch mir vergeben und mir Recht geben. Indem beide Seiten hergeben, indem sie bereit sind auf ihr Recht zu verzichten, entsteht Gerechtigkeit. Jeder geht bis an die Grenzen seines eigenen Gerechtigkeitsempfindens - und vielleicht manchmal sogar darüber hinaus. So ist ein wirklicher, nachhaltiger Neuanfang möglich. Das müsste eigentlich unter Christen möglich sein, da sie immer wieder weit mehr von Gott für sich bekommen, als sie jemals dem anderen geben könnten.

Aber was ist, wenn doch mein erster Schritt ins Leere geht? Wenn der andere nicht auf mein Angebot eingeht und genauso bereit ist, auf mich einzugehen wie ich auf ihn? Das ist durchaus möglich - auch unter Christen. Wenn ich loslasse und mein Recht in Gottes Hand lege, wird er mich verteidigen, wird er für mein Recht sorgen. Er wird es auf seine Weise tun - vielleicht ganz anders als ich es erwarte. Er wird mich rechtfertigen und gerecht sprechen, wenn ich uneigennützig handle und nicht nach meinem Vorteil suche. Er wird den gerechten Ausgleich bewirken und darauf achten, dass ich - auf lange Sicht gesehen - nicht zu kurz komme: „Gott wird deine Gerechtigkeit heraufführen wie das Licht und dein Recht wie den Mittag“ (Psalm 37,6). Er gibt mir, was mir zusteht und was der andere nicht bereit ist mir zu geben. Ich gebe mein Recht in Gottes Hand und höre auf für meine Gerechtigkeit zu kämpfen - dadurch bin ich frei, meiner eigenen Wege zu gehen. Ich mache meine eigenen Schritte, unabhängig von dem, was der andere tut. Außerdem mache ich mir klar, dass es in dieser Welt keine endgültige Gerechtigkeit gibt und ich lerne mit Ungerechtigkeit zu leben - ohne zu verbittern oder selbst ungerecht zu werden. Es geht um mehr: nicht um mein Recht, sondern um Gottes Gerechtigkeit: „Seien Gerechtigkeit bleibt ewiglich“ (Psalm 111,3). Denn Gott ist gerecht - und seine Gerechtigkeit ist weit mehr und vollkommen anders als menschliche Gerechtigkeit.

In Gottes Schule

Krisenzeiten sind Erziehungszeiten Gottes. Das gefällt uns nicht. Wir wollen uns nicht erziehen lassen, denn das beeinträchtigt unsere unbegrenzte Selbstbestimmung. Erziehung klingt nach Zwang. Vielleicht haben wir in unseren frühen Jahren schlechte Erfahrungen mit unseren Erziehern gemacht und unser Vorstellung von Erziehung ist bestimmt von Ungerechtigkeit und Willkür. Deshalb gehört dieser Begriff zu einer überwundenen Vergangenheit: Heute wird nicht mehr erzogen, sondern ermöglicht. Aufgabe der Erziehung ist es, Hindernisse aus dem Weg zu räumen.

Trotzdem - es geht nicht anders: Nur durch Erziehung lernen wir, kommen wir voran. Das heißt, ohne Krise geht es nicht, die Steine auf dem Weg haben eine wichtige Bedeutung.

Was sollen wir lernen? Die Hauptlektion in der Schule Gottes heißt: nützlich zu sein für Gott und die Menschen. Es geht also nicht darum, klüger zu werden, sondern abhängiger - von Gott. Wir sollen zwar zu uns selbst finden, aber dabei unsere eigene Begrenztheit erkennen. Wir sind nur nützlich für Gott und andere, wenn wir in dem bleiben, was wir sind. Wir müssen uns selbst akzeptieren, wie wir sind, unsere Begrenzung annehmen und lernen, damit umzugehen. Dann können wir in das Bild Gottes umgestaltet werden (2. Korinther 3, 18). Wir erkennen, wer wir wirklich sind und was uns fehlt. Dadurch werden wir lernbereit. Gott hält uns also einen Spiegel vor. Unsere Bereitschaft ist gefragt, hineinzuschauen, um uns ungeschminkt wahrzunehmen - auch wenn das, was wir sehen, uns möglicherweise erschreckt.

Durch die Umgestaltung in das Bild Gottes erfahren wir eine Grenzerweiterung. Wir schauen über uns hinaus und verstehen, was auch noch sein könnte. In Krisen lernen wir uns in unserer Begrenztheit zu akzeptieren - aber auch unsere Grenzen auszuweiten, über uns selbst hinauszuwachsen. „Vom eigenen Wesen los“, war früher die Prämisse. Das klingt heute nicht verlockend. Aber das ist die Grundlage, um auf neue Weise im Sinne Gottes leben und handeln zu können - das heißt: auf Gottes Möglichkeiten zu vertrauen, im Glauben zu wachsen. In einer neuen, vollkommenen Freiheit Gottes Weite zu erleben und, los von sich selbst, fähig für Gottes Möglichkeiten zu sein.

In Lukas 12 lehrt uns Jesus, wie das aussehen könnte:

Vers 31: Nach dem Reich Gottes trachten, von sich selbst wegsehen, über die begrenzten eigenen Möglichkeiten hinweg mit Gottes Möglichkeiten rechnen.

Vers 32: Ohne Angst sich selbst loslassen, die Grenzen der Angst überschreiten, denn die Angst hält uns fest und grenzt uns ein.

Vers 39 und 40: Auf Jesus achten, auf das konzentriert sein, was er tut. Bereit sein, auch Ungewöhnliches zu tun.

Jesus wird uns in der Schule Gottes nie beschämen, aber er wird uns eigene Erfahrungen ermöglichen. Er lässt es zu, dass wir an unsere Grenzen kommen, vielleicht sogar Bedrängnis erfahren, denn dadurch werden wir mit unserer Realität konfrontiert. Das ist gut für uns: Wir erschrecken und wachen auf (Psalm 119, 67 und 71). Das heißt: Wir müssen über die Steine

auf unserem Weg stolpern, damit wir sie als Hindernisse erkennen und uns Gedanken machen, ob wir auf dem richtigen Weg unterwegs sind.

Unsere Möglichkeiten wachsen in der Bedrängnis (Thessalonicher 1, 3-5): Unser Glaube nimmt zu, das Vertrauen in Gottes Eingreifen wird stärker, unser Mut steigt und unsere Kreativität weitet sich aus.

Wir werden geläutert (Jesaja 48, 10) - das heißt: Wir werden befreit von den Schlacken der Vergangenheit. Was nicht mehr zu uns gehört, wird beseitigt. Wir werden befreit zu neuem Verhalten. Läuterung ist Gottes Ermöglichung durch Schwierigkeiten hindurch. Wir werden neu, denn wir werden gereinigt von irrigen Ansichten, falschen Urteilen und unsinnigen Vorstellungen. Die Erziehung Gottes ist ein Akt von Befreiung: Altes vergeht, Neues wird (2. Korinther 5, 17). Es kann allerdings sein, dass eine Läuterung schmerzhaft ist, aber sie ist in jedem Fall zu unserem Nutzen, denn wir werden gereinigt - damit wir frei sind für Neues.

Niemand wählt sich die Bedingungen für seine Erziehung. Sie werden uns gesetzt. Wir sind herausgefordert, auszuhalten, durchzuhalten und anzunehmen, was uns aufgegeben wird. Nur durch unser Ja zu den Erziehungsmaßnahmen Gottes können sie für uns wirksam werden.

Jeder Lebenslauf ist der Erziehungsweg Gottes - wir lernen dabei, ihn durch Bedrängnis und Schwierigkeiten zu verstehen - und kommen ihm immer näher.

In der Geschichte Hiobs sehen wir das, Gott zeigt, worauf es ankommt: nicht die eigene Sicherheit, nicht der Reichtum, nicht einmal der eigene Glaube - sondern allein auf Gott, von dem alles kommt und der alles bewahrt. Er ist es, der uns vor dem Schlimmsten schützt und dafür sorgt, dass uns eine Krise nicht zerstört. Er will, dass wir auf ihn sehen und ihn als unseren Vater im Himmel begreifen. Hiob bekennt am Ende der Lektionen Gottes: „Ich hatte von dir nur vom Hörensagen vernommen; aber nun hat mein Auge dich gesehen“ (Hiob 42, 5). Wir erkennen, dass es der liebende Vater ist, der uns erzieht, der es gut mit uns meint, und wir kommen zu ihm als Kinder, die sich von ihm anleiten lassen und dabei lernen, dass er immer nur das Beste für uns möchte (5. Mose 1, 31; 5. Mose 8, 2).

Trotzdem wollen wir nicht erzogen werden, denn das bedeutet Einschränkung, Begrenzung, Schmerzen (Hebräer 12, 7-11). Wir wehren uns dagegen und betonen unsere Eigenständigkeit: „selber groß“. Aber wir nehmen uns dabei die Chance, weiterzukommen, zu wachsen. Denn Gottes Erziehungsmaßnahmen bewirken vor allem, dass wir in die Tiefe wachsen, dass unser Leben Tiefgang bekommt. Unser Lebenshaus wird auf ein sicheres und festes Fundament gestellt (Matthäus , 24 ff.). Was fest gegründet ist, stürzt in einer Krise nicht ein, sondern hat Bestand (Hebräer 12 ,27). Durch die Erziehung Gottes wird unser Leben fest und unerschütterbar. Wir reifen und werden sicherer, gegründeter. Deshalb ist jede Krise eine Erziehungsmaßnahme Gottes, die gut für uns ist. Wir sollten sie annehmen und herausfinden, was wir durch sie lernen können. Wenn wir das tun, kommen wir weiter, werden stärker und in unserem Glauben gewisser (Römer 5, 3-5). Am Ende steht die Hoffnung, dass wir durch Gottes Hilfe nicht zugrunde gehen.

Unser ganzes Leben ist ein Erziehungsprozess Gottes, wir sind lernfähig bis zum Ende. Wenn wir uns das immer wieder klarmachen und Gott unsere Mitwirkung versichern, uns mündig und selbstbewusst an den Erziehungsmaßnahmen Gottes beteiligen (anstatt uns zu verweigern), lernen wir Gehorsam und werden demütig. Mehr und mehr verstehen wir die Stimme Gottes. So kann er uns immer weiter zu sich hin (er)ziehen.

Keine Angst vor der Zukunft

Wir sind heute herausgefordert, uns permanent an sich schnell verändernde Situationen anzupassen. Die Entwicklungen sind unberechenbar geworden, was heute gilt, ist bereits morgen schon veraltet. Das verunsichert uns und zwingt uns zu einer ständigen - anstrengenden - Anpassungsleistung. Was ist, wenn sie nicht gelingt?

Eine Anpassungsstörung tritt dann auf, wenn Menschen einen neuen Zustand (psychischer oder physischer Art) oder ein eingetretenes Ereignis über einen längeren Zeitraum nicht akzeptieren beziehungsweise nicht in ihr Leben integrieren können. Die Folgen sind emotionale Beeinträchtigungen, sozialer Rückzug, Einschränkung der Lebensfreude und nachlassende Leistungsfähigkeit - bis hin zu Vereinsamung, Angst, ein Gefühl von Ohnmacht und Ausgeliefertsein (nach Wikipedia).

Wer ein Ja zu den Veränderungen findet, hat es besser: Er setzt sich positiv mit dem auseinander, was ihn sonst negativ bestimmen möchte. Am besten ist, wenn man sagen kann: Das ist meine Zeit, diese Veränderungen fordern mich heraus, ich muss mich ihnen stellen. Ich kann sie bewältigen, denn ich bin für genau diese Situation geboren. Das ist meine Chance, hier bewähre ich mich und begegne den Schwierigkeiten mit Mut und Kraft. Ausweichen ist ja nicht möglich und so tun, als ob alles wie immer wäre, geht auch nicht. Deshalb nehme ich an, was ich nicht verändern kann.

Die Feststellung: Es ist nicht mehr so, wie es war, hilft dazu, einen realistischen Blick zu bekommen und sich von dem zu verabschieden, was nun nicht mehr geht. Meistens vollzieht sich dieser Abschied nicht von heute auf morgen, sondern ist ein Trauerprozess, der in mehreren Schritten erfolgt. Dazu gehört Verdrängung, genauso wie Wut und Tränen. Das alles braucht Zeit und einen Raum: Wut, Enttäuschung, Ärger, Trauer, Schmerz, Aggression und Tränen dürfen wahrgenommen und gelebt werden. Es ist nicht möglich, diese Gefühle zu ignorieren. Wenn sie „weggeschlossen“ werden, vergiften sie das Leben. Es hilft, sie vor anderen Menschen zuzulassen, um darüber zu reden - und sie so zu verarbeiten. Aber genauso hilfreich ist es, die Beeinträchtigungen Gott zugänglich zu machen, ihm die Wut, die Schmerzen, die Enttäuschung zu klagen (zum Beispiel wie in den Psalmen 3, 4, 5). Wir betreten den finsternen Raum in uns zusammen mit Jesus. Durch ihn kommt Licht in unsere Verzweiflung. Das verhindert, dass wir böse werden, eine bittere Wurzel in uns aufwächst (Hebräer 12,15) oder wir uns innerlich verhärten. Jesus erfüllt den Raum unserer Verzagtheit mit Gnade - und das heißt: mit neuem Leben. Das Negative verschwindet nicht, aber es verwandelt sich in positive Kraft. Aus Aggression wird Mut, aus Trauer Empathie, aus Enttäuschung Hoffnung, aus Ohnmacht erwachsen neue Möglichkeiten und Selbstwirksamkeit.

In den Übergangszeiten erfahren wir Ohnmacht, wir haben keine Kontrolle mehr - weder über die Umstände noch über uns selbst. Da nicht klar ist, wohin es geht, sind wir ziellos. Da niemand so genau weiß, was nun zu tun ist, hilft es uns nicht, wenn wir uns über alles informieren, was läuft. Wir werden nur noch weiter verunsichert. Da es immer wieder neue Fakten gibt, aber die Prüfkriterien für ihren Wahrheitsgehalt fehlen, ist es besser, wir

schotten uns ab und bleiben bei uns. Am besten verlassen wir uns auf unsere eigene Wahrnehmung: Was sehe ich? Was fühle ich? Was halte ich für wahr? Was glaube ich? Eine Reduzierung auf das Wesentliche ist sinnvoller, als alles Mögliche zu tun. Dabei machen wir die Erfahrung: Wenn alles in Bewegung ist, ist Gott unser Anker. Er ist der Griff, an dem wir uns festhalten können. Wir verlassen uns auf ihn - und sind nicht verlassen.

Nun wird mir klar: Was ich gerade erlebe, ist eine momentane Situation. Ich bin herausgefordert, sie zu bestehen. Das erfordert alle meine Kräfte und viel Kreativität und Geduld. Ich bleibe dran, reduziere mich auf das Nötigste, damit ich die wesentlichen Dinge des Lebens bewältigen kann. Ich gehe in mich und konzentriere meine Kräfte. Das ist heilsam, denn durch diese Verdichtung entsteht Neues, sammeln sich die Kräfte für den neuen Anfang. Bis er möglich ist, halte ich aus, ich erzwingen nichts, ich warte ab. Geduld und Ausdauer ist erforderlich, die große Gelassenheit, die aus der Gewissheit kommt, dass nichts so bleibt, wie es ist, dass sich das Blatt wenden wird - vielleicht noch ein paarmal.

Im geduldigen Abwarten nehme ich mir vor, neugierig in die Zukunft zu schauen: Was kommt? Ich bin zuversichtlich: Jesus kommt! Dieser Blick hilft mir, nicht im Schrecken zu verharren, sondern im Frieden zu ruhen. Unentwegt hoffe ich und warte, bis Jesus sich zeigt. Die Umstände sind äußerlich, sie können mich nicht bestimmen. Ich mache mir klar: Es geht um etwas anderes. Ich verliere mich nicht im Heute und schaue nicht nur auf die gegenwärtigen Begrenzungen. Sie sind vorübergehend. Jesus kommt und alles wird anders. Ihn erwarte ich, ihn erhoffe ich, ihm gehe ich entgegen. Diese Perspektive gibt mir Mut auszuhalten, zu beharren und fest zu bleiben. Jeder Schritt (und sei er noch so klein) bringt mich näher zu ihm. Jede neue Zuspitzung der Situation macht deutlich, dass er sich naht. Ich sehe jetzt schon das Gute, das er bewirkt, nehme die kleinen Zeichen seiner Gegenwart wahr. Mein Blick ist nicht gefesselt von den Problemen, sondern fokussiert auf das, was er tun will. Aufmerksam achte ich auf die Signale seiner Wiederkunft. Ich lebe heute vom Morgen Gottes, das hilft mir im Chaos der Gegenwart zu überleben.

Chaoszeit ist Endzeit. Endzeit ist Ankunftszeit. Neben der Zunahme von Lieblosigkeit und Ungerechtigkeit wächst die Liebe, die Geduld, die Hoffnung. Das gibt mir die kraftvolle Möglichkeit in allem Leid, das ich erfahre, die zukünftige Freude zu fassen und das Leben durch sie zu gestalten (Römer 5,2). Ich lerne, im Provisorischen zu leben, weil ich weiß, dass es vergänglich ist und etwas Neues kommt (2. Petrus 3,13). Das gegenwärtige Chaos und die vielen anstrengenden Veränderungen sind lediglich ein Vorbote davon (1. Petrus 1,3-5). Heute ist noch nichts endgültig - das Endgültige kommt erst (1. Korinther 13,10). Ich will mich nicht im Zweitrangigen verlieren, sondern strebe nach dem Hauptsächlichen. Vieles ist unwichtig, was sich so wichtig macht. Das wirklich Wichtige ist verborgen. Aber nun tritt es Stück für Stück zutage und wir erkennen, worauf es wirklich ankommt. Durch die chaotischen Veränderungen unserer Zeit hindurch sehen wir immer deutlicher und beginnen zu verstehen: Jesus, der Herr der Weltgeschichte, ist auch der Herr über meine eigene Lebensgeschichte. Alles wird gut!

Was muss sich verändern?

Veränderungen sind eine Sache der inneren Einsicht. Diese hängt mit unserer Wahrnehmung und unserem Verständnis zusammen. Zunächst halten wir an dem fest, was wir bisher getan und gedacht haben, und sehen keine Notwendigkeit für eine Veränderung. Erst wenn wir durch die Umstände, durch gravierende Einwirkungen von außen dazu gezwungen werden, werden wir bereit, Neues zu denken und anders zu handeln. Das ist der Sinn einer Krise: Wir erkennen, dass es nicht so weitergehen kann, wie es bisher war - und werden bereit umzudenken.

Die erste Notwendigkeit, die sich ergibt, ist eine Reduzierung der Komplexität: Die Abläufe müssen einfach und übersichtlich gestaltet werden. Wichtig ist, die Kräfte zu bündeln und weniger zu tun. Das bedeutet: Überflüssiges weglassen, Erwartungen verringern, vom Maximalen abrücken und mit dem zufrieden sein, was noch möglich ist. Statt um Luxus geht es nun um das Notwendige. Was ist das?

Wir folgen nicht der Forderung nach Mehr, sondern lernen, uns zu beschränken. Das hat Auswirkungen auf den persönlichen Lebensstil: Wir befreien uns von den ständigen Forderungen der inneren und äußeren Antreiber und finden zu uns selbst: Was brauche ich wirklich? Das ist weniger, als ich bisher dachte. Auf was kommt es letztlich tatsächlich an? Das ist nicht das, was sich so aufdringlich wichtig macht. Entschleunigung und Entrümpelung des Lebens schaffen Platz für Neues. Die Erkenntnis ist heilsam, dass alles zu viel war - denn das hat uns in die Krise getrieben - nun finden wir zu uns selbst. Ein gesunder Minimalismus schafft die Grundlage für ein anderes Verhalten: Ich brauche nicht mehr alles, ich unterliege nicht dem Diktat der Werbung, ich muss nicht den Modeentwicklungen und Trends hinterherlaufen und es allen recht machen. Gegenstände des täglichen Lebens gewinnen wieder ihre ursprüngliche Bedeutung und werden wertvoll, statt Wegwerfmentalität wird repariert. Ich muss nichts horten, weil es gerade billig ist - und brauche es dann doch nicht, erzeuge also nur Müll.

Die neue Freiheit ist die Unabhängigkeit von äußeren Zwängen: Ich mache mich frei von allem, was mich einengt und bestimmt. Es macht Sinn, Bereiche zu finden, wo man reduzieren kann, die Lebensqualität leidet darunter nicht - im Gegenteil. Man entlastet sich von allem Möglichen und erfährt Unabhängigkeit von dem, was einen bestimmen möchte. Man gewinnt Zeit für sich und wichtige Beziehungen. Es steht mehr Geld zur Verfügung, das man nun für wirklich Relevantes einsetzen kann. Das Leben an sich gewinnt an Bedeutung. Und vielleicht wächst dabei das Bewusstsein: Ich brauche gar nicht viel, um glücklich zu sein. Weniger Konsum, weniger Auto, weniger fernsehen, weniger Informationen, weniger Smartphone, weniger Außenreize, weniger Ablenkung und Oberflächlichkeit machen mein Leben nicht ärmer, sondern reicher. Die Lebensqualität und Zufriedenheit steigt.

Die Beschränkungen einer Krise erzeugen eine Zäsur: Sie setzt einen Stopp - und nun habe ich die Chance zu einem neuen Anfang, zu einem veränderten Leben. Ich wende mich von den allgemeinen Entwicklungen ab und komme bei mir selbst an. Ich gewinne den Mut, mich von den Trends unserer Zeit abzuwenden und der Sogwirkung des „alle machen es“ zu

widerstehen. Ich treffe Entscheidungen, die vielleicht kurzfristig wehtun, die mir aber einen weiteren Horizont eröffnen und neue Perspektiven ermöglichen: Ich lebe selbstwirksam, ich werde nicht gelebt! Ich handle! Ich übernehme Verantwortung!

In diesem Klärungsprozess ist niemand allein. Es gibt noch andere Menschen, die auch einen Stopp erleben und sich die gleichen Fragen stellen. Wir können uns gemeinsam auf den Weg machen und miteinander ein Zeichen des Widerspruchs sein. Jeder Neuanfang beginnt klein, setzt sich aber fort und wird größer, wenn er dem Leben dient und eine gute Zukunft fördert. Gemeinsam haben wir die Kraft zu widerstehen - auch unseren eigenen Bedürfnissen. Wir überwinden unsere Bequemlichkeit - und auch die Sorge, nicht normal zu sein, weil wir zu einer Minderheit gehören. Das kann sich schnell ändern: Was heute außergewöhnlich ist, ist morgen eine neuer allgemeiner Stil: Wir beschränken unsere Mobilität, weil wir umweltverträglich denken, wir gehen sorgsamer mit unseren Ressourcen um und setzen unsere Zeit für wichtige soziale Beziehungen ein. Eine neue, sehr bewusste Normalität kehrt ein, ein verantwortliches Verhalten, das auch die kommenden Generationen im Blick hat.

Wir fangen an, das zu bewahren, was uns Gott gegeben hat. Wir erkennen: Das ist mehr als genug! Wir bleiben in dem, was wir glauben, denn das gibt uns Sicherheit. Wir halten fest, was wir haben, und gehen sorgsam damit um. Wir freuen uns an einer neuen Einfachheit, das macht unser Leben interessant. Wir gestalten die Normalität auf neue, gehaltvolle Weise: essen, schlafen, arbeiten und pflegen Kontakte, die guttun. In jedem Moment geht es nur um eine Sache. Wir sind uns bewusst, dass die Zeit vergeht, deshalb lassen wir los und sind zufrieden mit dem, was ist. Wir sagen uns: Das ist mein Leben! Dieses Leben ist außerordentlich genug. Ich muss nichts Besonderes tun und niemand Besonderes sein.

Jeder Tag hat sein Sorge, ich lebe Tag für Tag. Ich werde älter und irgendwann bin ich alt. Und eines Tages werde ich sterben. Das ist der Lauf der Zeit, den ich nicht ändern kann, sondern annehmen muss. Das macht mich demütig. Ich habe mein Leben nicht in der Hand, sondern erhalte es täglich als ein Geschenk. Es gibt besondere Augenblicke, die ich genieße und über die ich mich freue, aber auch viel Routine, die ich geduldig aushalte. Das alles darf sein. In allem ist es mein Leben. Die Mischung macht es besonders und der Alltag gibt dem Festtag seinen Wert. Ich bin nicht herausragend, sondern Durchschnitt, das entlastet mich. Für Gott bin ich einzigartig, das genügt.

In allen Veränderungsprozessen lerne ich von mir wegzuschauen, mich nicht um mich selbst zu drehen. Vielleicht genügt es, für einen Menschen da zu sein, um ihm Gutes zu tun. Mein Horizont weitet sich, wenn ich auf Gott schaue, dem ewigen Gott, der war, der ist und der sein wird, der immer derselbe ist und sich nicht verändert (Psalm 102, 27-28). In diesem umfassenden Rahmen finde ich mich wieder: In ihm bin ich frei und gleichzeitig nicht grenzenlos. Er macht mein Leben weit, hilft mir aber auch an dem zu bleiben, was ich im Kleinen tun soll. Jeder Tag hat seine eigene Geschichte, das kann ich Tag für Tag neu entdecken. Und gleichzeitig ereignet sich diese Geschichte in dem unendlichen Raum, in dem viele vor mir waren und in dem noch viele nach mir sein werden. Mein kleines,

einzigartiges Leben ist Teil eines großen Ganzen. Das macht mich still und gibt mir gleichzeitig meine besondere Bedeutung. So verändert sich mein Leben und gewinnt an Tiefe - indem ich es verliere, indem ich mich in Gottes Größe und Gegenwart hineinverliere. Alles verändert sich, aber ich bin nicht verloren, alles wird anders, aber ich bleibe - in Gottes Gegenwart.

Lernen von der Krise - ein kritischer Blick auf „Corona“

In den Wochen vor der Corona-Pandemie stieß ich bei Gemeindeberatungen immer wieder auf ähnliche Situationen: müde und ausgelaugte Mitarbeiter, nachlassende Bereitschaft, Aufgaben in der Gemeinde zu übernehmen, geringes Interesse an Gemeindeveranstaltungen, erhöhte Aggressivität und Ungeduld. Natürlich hat das damit zu tun, dass ich als Gemeindeberater eingeladen werde, wenn sich die Situation in der Gemeinde verschlechtert. Trotzdem fiel mir die Häufung der gleichen Zustände auf - mehr, als ich sie in meinen bisherigen 15 Jahren als freiberuflicher Gemeindeberater erlebt hatte. Es kam mir vor wie eine Art Überhitzung. Wenn ich dann dazu aufforderte, einmal alles zu lassen und sich auf das Wesentliche zu besinnen, wurde abgewunken. Die Angst war, dass sich die Gemeinde ganz verlieren könnte und Gemeindeglieder in andere Gemeinden abwandern würden. Dann kam der Corona-Lockdown und fast von heute auf morgen mussten die Gemeinden schließen - nicht einmal Gottesdienste konnten stattfinden.

Mir kam dabei immer wieder der Vers aus Hebräer 12,27 in den Sinn, in dem (sinngemäß) darauf hingewiesen wird, dass erschüttert werden muss, was erschüttert werden kann, damit das Unerschütterliche sichtbar wird. Der Sinn der Krise könnte demnach sein, dass das, was eigentlich wichtig und deshalb unerschütterlich ist, zum Vorschein kommt - die Gemeinde also zu ihren wesentlichen Wurzeln zurückfindet. Passiert genau das? Findet die Gemeinde zu ihrem eigentlichen Kern zurück? Ich fürchte nicht. Meine Beobachtung der Entwicklungen in der Corona-Krise und nun der Zeit, wo die Rückkehr zur Normalität möglich wird, lassen mich erschrecken. Wir haben scheinbar nichts gelernt.

Was ist passiert?

Sehr schnell, nachdem sich die Auswirkungen der Pandemie in erschreckender Weise zeigten, wurde der Ruf nach dem Staat laut. Ich fand es erstaunlich, wie hoch die Bereitschaft war, sich den Einschränkungen zu fügen - ja, sie wurden geradezu eingefordert. Aus der Krisenberatung weiß ich, dass in der Krise der Ruf nach „dem starken Mann“ normal ist. Man fühlt sich wieder wie ein schutzloses Kind und sucht Absicherung bei den Eltern. Weil man selbst nichts tun kann (oder nicht weiß, was man tun soll), delegiert man die Handlungsvollmacht an andere, Stärkere. Das ist verhängnisvoll, weil man damit die eigene Verantwortung abgibt, sich passiv, nur noch reagierend verhält - und sich dadurch noch ohnmächtiger den Umständen ausgeliefert fühlt. Problematisch war dieser Vorgang vor allem dadurch, dass vom Staat verlangt wurde, den Einzelnen vor den unberechenbaren Gefahren des Virus zu schützen - das heißt, vor dem anderen zu bewahren, der vielleicht das Virus in sich trägt. Der andere Mensch war bedrohlich! Die Angst griff um sich, er könnte mir zu nahe kommen und mir gefährlich werden - und steigerte sich bis zu einer kollektiven Phobie. Die Menschen zogen sich misstrauisch voneinander zurück, gleichzeitig klagten sie über Vereinzelung, über Beeinträchtigungen der persönlichen Freiheit nach dem Motto: Ich will keine Nachteile, aber ich will die Rundum-Garantie von Sicherheit und Schutz. Das verstärkte das sowieso schon grassierende Virus des Egoismus in unserer Gesellschaft. Die Nebenwirkungen der Abwehr der Pandemie wurden zum größeren Problem als die

eigentliche Krise. So ist es oft: Die Maßnahmen gegen die Krise verstärken sie und machen sie letztlich zu einer ernsthaften Gefahr, denn die Möglichkeiten, ihr sinnvoll zu begegnen und sie konstruktiv gemeinsam zu bewältigen, sinken, wenn jeder nur panisch und egoistisch auf seinen eigenen Vorteil bedacht ist.

Verstärkt wurde die unübersichtliche Situation durch eine hektische Berichterstattung. Vieles wurde behauptet, verstärkt bis zur Übertreibung, aufgebauscht und dann durch neue, vielleicht sogar gegensätzliche Informationen ersetzt. Das erzeugte Irritation und verstärkte die Unsicherheit. Niemand wusste, was er glauben sollte und was wahr war. Kein Wunder grassierten bald die krudesten Verschwörungstheorien, denn jeder versuchte sich einen eigenen Reim auf die Vorgänge zu machen und eigene plausible Begründungen für alles zu finden. Fachleute bekamen viel Macht, sie waren die Wissenden - so lange, bis es klar wurde, das auch sie nur Vermutungen äußerten. In einer Krise ist eben das Problem, dass niemand genau weiß, was jetzt stimmt. Statt das zuzugeben (das haben nur wenige getan), wurde viel und wild behauptet. So kam zur eigentlichen Krise noch eine Glaubwürdigkeitskrise und das Gefühl verstärkte sich, dass man letztlich niemanden trauen kann.

Als weitere Erschwernis kam hinzu, dass durch den Lockdown alle Routinen ausgesetzt waren. Es war nichts mehr normal, die Struktur fehlte, die regulären, verlässlichen Parameter des Alltags. Die demokratischen Abläufe, die bislang gültigen Regeln wurden ausgesetzt. Jeder musste sich selbst zurechtfinden, seine eigenen Abläufe schaffen - und notfalls auch seine eigenen Gesetze erfinden. Unsere Gesellschaft zerfiel kurzzeitig in ihre Einzelteile, jeder stand mehr für sich als fürs Ganze und bahnte sich eigene Wege durch das Chaos. Den einen gelang das leichter, vielleicht weil sie innerlich unabhängiger waren, für andere war es kein Problem, weil sie auch sonst gewohnt waren, sich rücksichtslos durchzusetzen. Wenigen gelang es, die Krise auszublenden und so zu tun, als wäre alles wie immer, sie kümmerten sich einfach nicht um die allgemeine Panik - aber viele litten unter der Unklarheit der Situation, waren verunsichert, ängstlich, verstört.

Der Stresslevel stieg, die innere Anspannung nahm zu, viele Menschen waren bis zum Anschlag angespannt. Ich stellte fest, dass sich aufgrund einer erhöhten Gereiztheit Fehler häuften. Da die Aufmerksamkeit vor allem auf die eigene Stabilisierung fokussiert war, blieb keine Kraft mehr übrig, auf Details zu achten. So kam es zu mancher Unbedachtsamkeit, „zufälligen“ Häufungen von Unfällen, Versäumnissen oder Missverständnissen, die nicht mehr locker und humorvoll abgefedert werden konnten. Verstärkt wurde diese Anspannung dadurch, dass keine Erholungsbereiche möglich waren, die für einen gesunden Ausgleich hätten sorgen können: keine Konzerte, kein Theater, kein Kino - die kleinen Freuden und Erholungsmomente des Alltags. Die Perspektive auf Entspannung und Regeneration war gleich null, die Hoffnung auf einen baldigen Urlaub abgesagt.

Nach meiner Beobachtung führte der Lockdown vielfach nicht zur Beruhigung - man hätte ja jetzt einfach die gewonnene Zeit genießen können -, sondern zu einer vermehrten Aktivität. Maßnahmen zur Krisenabwehr verursachten eine sekundäre Umtrieblichkeit, die den normalen Alltag in den Schatten stellte: Abklärungen, organisieren, Masken herstellen,

Beschäftigung der Kinder, Homeschooling usw. Allein schon, um alle Angebote im Netz wahrzunehmen, die zur Corona-Bewältigung wie Pilze aus dem Boden schossen, war anstrengend und zeitraubend. Die Bemühung, alles trotz der anderen Umstände unter Kontrolle zu behalten, überforderte viele und erzeugte eine zunehmende Gereiztheit.

Kein Wunder kam es zu dem Punkt, wo man nicht mehr bereit war, nur noch alles akzeptierend hinzunehmen. Die Ungeduld stieg und die Forderung nach dem Ausstieg aus dem Lockdown. An diesem Punkt stehen wir heute (17.6.2020). Dabei geht der Rückbau der Beschränkungen den einen zu schnell und den anderen zu langsam, die einen wollen vollständig zurück zur Normalität - aber der Weg dorthin ist nicht klar. Die anderen haben Angst vor dem, was noch (oder wieder) kommen könnte, und fühlen sich sicherer in einer eher begrenzten und geschützten Welt.

Wo sind die Gefahrenpunkte?

Kritisch wird es dort, wo man versucht, sich unter allen Umständen gegen den anderen durchzusetzen, wo man dickköpfig seinen eigenen Vorstellungen folgen will. Wo man nicht erkennen möchte, dass der andere vor mir und meinen Ansprüchen geschützt werden muss (nicht ich vor dem anderen), wo man nicht versteht, dass die eigene Freiheit dort aufhört, wo die Freiheit des anderen beginnt. An diesem Punkt führt Gereiztheit zu Wutausbrüchen, Unbeherrschtheit, Aggressivität. Wer jetzt seine Freiheit gegen den anderen leben will, gibt dem Virus Raum, denn hier wird der Abstand zu anderen überschritten, der notwendige Schutz voreinander missachtet und die eigenen Bedürfnisse überhöht. Im Gegensatz dazu müsste jetzt ein aufmerksames Gespür dafür entwickelt werden, wie weit man gehen kann und wo man besser aufhört. Die inneren Gefahrenanzeiger müssten sensibilisiert und eine erhöhte Aufmerksamkeit für die Bedürfnisse des anderen entwickelt werden. Scheinbar ist das Gespür für eine wirkliche Gefahr und eine Haltung der Rücksicht dem anderen (und sich selbst gegenüber) verloren gegangen.

Statt zu einem wirklichen, echten, tiefen Miteinander führte die Krise eher zur Ausprägung einer Pseudogemeinschaft. Die Abstandsregelungen machten zwar eine neue Form des Kontaktes nötig: über den Gartenzaun, auf Distanz, per Telefon - und vor allem über die digitalen Medien. Hier ist teilweise auf erstaunliche Weise Beziehung gelebt worden. Aber das kann kein Dauerzustand sein. Beziehung braucht Nähe, persönlichen Kontakt, direkten Austausch, der maskenlose Blick in das Gesicht des anderen. Worte wie „gemeinsam“ und „miteinander“ erfuhren Hochkonjunktur - blieben aber vielfach nur Worte, es gab kein wirkliches Miteinander. Man blieb „drinnen“ und grüßte die Menschen „draußen“. Wer anderen die Arbeit abnahm wurde zum „Helden des Alltags“ erklärt. Die einen verbarrikierten sich in ihren Häusern, die anderen wurden „geopfert“. Schlagworte wie „mit euch, für euch“ werden heute vermehrt von der Werbung genutzt, um durch das Gefühl von Hilfsbereitschaft den Verkauf und die Wirtschaft anzukurbeln. Die Folge ist eine noch oberflächlichere Form von Gesellschaft: Der Einzelne zählt mehr als das Ganze.

In der Krise kommen latente Konflikte zum Vorschein, Verwerfungen, die es bereits schon länger gab, werden sichtbar und wirken sich aus. So denke ich, dass die Corona-Krise die

Entwicklung weg von einer Wertegesellschaft hin zu einer Statusgesellschaft beschleunigt und verstärkt hat. Nicht mehr Werte sind das Verbindende, sondern der Status bestimmt das Miteinander: das Einkommen, die beruflichen Möglichkeiten, die erworbenen Kenntnisse. Wer jetzt ein eigenes Haus mit Garten hatte, war im Vorteil, wer genug Geld hatte, musste sich nicht sorgen, wer einen Beruf hatte, in dem die Arbeit im Homeoffice möglich war, musste das Haus nicht verlassen, wer Kenntnisse hatte in IT und sich mit den digitalen Möglichkeiten auskannte, konnte von der Situation profitieren. So gab es Gewinner, denen die Krise nichts anhaben konnte, die sogar aus ihr einen Vorteil zogen - und andere, die absolute Verlierer waren, weil sie die Umstände nicht abfedern konnten. Die einen sahen „Corona“ als interessante Herausforderung - die anderen waren Opfer.

Und die Christen?

Ist „Corona“ eine Strafe für die unersättliche Wirtschaftsentwicklung weltweit, die immer mehr Wachstum möchte und zunehmend dem Kommerz die Werte opfert? Oder ist „Corona“ eine Plage wie beim Auszug des Volkes Israel aus Ägypten - Maßnahmen im Blick auf eine bevorstehende Befreiung, eine gravierende Veränderung? Ich habe für beide Erklärungen Begründungen gehört. Galt „Corona“ nur der „Welt“, um auf Gott aufmerksam zu machen? Auch das wurde diskutiert. Aber der Virus machte auch vor Christen und Gemeinden nicht halt. Meine Meinung ist: Die Corona-Pandemie ist eine ernste Warnung Gottes an uns - vor allem für uns Christen.

Ich habe es als Freiberuflicher am eigenen Leib erfahren, wie es war, als ein Termin nach dem anderen abgesagt wurde und der Terminkalender sich immer weiter leerte, weil ich einen nach dem andern ausradieren musste. Dabei hatten die kommenden Monate bereits schon so gut ausgesehen. Die Corona-Krise bezeichnete das Ende aller Pläne, viele Vorbereitungen mussten gestoppt und Veranstaltungen storniert werden. Es gab plötzlich keine Planungssicherheit mehr. Alle redeten davon, dass es nun darum ginge, „auf Sicht zu fahren“. Was war mit unseren stolzen Plänen, unseren wichtigen und guten Überlegungen geschehen? Gott hatte sie durchgestrichen. Offensichtlich findet er sie nicht so wichtig. Bei allem, was wir dachten, im Griff zu haben, spürten wir nun Unsicherheit und eine abgrundtiefe Abhängigkeit - von was? Von den Umständen? Von Gott? Es wurde klar, dass wir vieles an Gott vorbeigeplant hatten, uns ausgereizt hatten in den vielen Möglichkeiten, im Bemühen um eine gute, attraktive Gemeindekultur. Die Gemeinde war dadurch zu einer kulturellen Einrichtung geworden, wie viele andere auch - und unterlag damit, wie der ganze Kulturbetrieb unserer Gesellschaft, dem Lockdown. Vieles war nun auf einmal nicht mehr wichtig und wir erfuhren: Es geht auch anders!

Wie wird es nun in Zukunft sein? Zurück zu der alten Hektik und Fülle von Angeboten? Oder könnte es in Zukunft vor allem darum gehen, statt einen Betrieb aufrechtzuerhalten, danach zu fragen, was Gott will: mehr Stille, mehr Hören, weniger Aktivität? Keine Veranstaltungen, bei denen sich der Einzelne in der Menge verstecken kann, sondern vielmehr das persönliche Glaubensleben, die konkrete Nachfolge Jesu? Im Augenblick jedenfalls sind viele Gemeindeleitungen damit beschäftigt, eine Notversorgung am Laufen zu halten und die

erforderlichen, sich ständig verändernden Hygieneanordnungen einzuhalten. Ich beobachte: Die Bindung an die Gemeinde löst sich auf, man braucht sie nicht mehr - es gibt genug andere, bequemere Möglichkeiten, seine religiösen Bedürfnisse zu befriedigen.

Was bedeutete es, dass kein Gottesdienst mehr möglich war? Kein Lobpreis, keine Predigt, keine Gemeinschaft. Gott konnte offensichtlich gut auf unseren Lobpreis verzichten. Vielleicht stellten wir umgekehrt fest, dass uns etwas fehlte. Aber das zeigt nur, wie wichtig der Lobpreis für uns ist, zu unserer Erbauung und Erhebung beiträgt, etwas, das unseren menschlichen Bedürfnissen entspringt. Könnte diese Erkenntnis uns dazu bringen, neu darüber nachzudenken, wie wir Gott im Lobpreis verherrlichen - und weniger unsere eigenen Gefühle bedienen? Als dann in eingeschränktem Maß Gottesdienste wieder möglich waren, wurden wir aufgefordert, im Herzen mitzusingen, weil der Gesang nicht erlaubt war: Wie geht das - im Herzen singen? Müssen wir hier etwas Neues lernen?

Schwieriger wird es, wenn es keine Predigt mehr gibt: Wie wird dann das Wort Gottes ausgelegt, die Menschen auf Gott hin ausgerichtet? Vielleicht war das für viele ein Signal wieder die eigene Bibel hervorzuholen, um sich selbst mit dem Wort Gottes zu beschäftigen. Es wurde deutlich, welches Privileg eine wöchentliche Predigt ist und wie wenig wir dies geschätzt haben. Aber nun sind wir herausfordert, uns selbst um unseren Glauben zu bemühen: Bibelauslegungen, Hauskreis im Kleinen, per Telefon, die Stille Zeit, die wir uns selbst gestalten müssen. Viele Gemeinden haben schnell reagiert und die Christen weiter mit Telefongottesdiensten versorgt, es gab Predigten im Internet per Audio oder Video, live oder gestreamt, Tonträger von Predigten, die verteilt wurden - aber vor allem entwickelte sich schnell ein großer Markt von unterschiedlichsten Predigern, die Woche für Woche oder sogar täglich eine neue Ansprache ins Netz stellten. Man konnte aussuchen, was einem am besten gefällt - und mancher wird über den Tellerrand seiner eigenen Gemeinde hinausgeschaut haben und wurde dabei in ganz neuen Bereichen des Reiches Gottes fündig. Aber wo bleibt der gelebte Glaube, die persönliche Beziehung in der Gemeinde vor Ort? Oder wurde nur wieder das Konsumverhalten der Christen bedient - noch einmal auf ganz andere, besondere Weise? Finden sie nach der Krise zurück in ihren eigenen „Stall“ oder bevorzugen sie weiterhin die religiöse Versorgung bequem im Wohnzimmer bei einer Tasse Kaffee?

Am schmerzlichsten war der Verlust der realen Gemeinschaft mit lebendigen Schwestern und Brüdern, sie war nicht zu ersetzen. Wurde uns dabei bewusst, wie wichtig Beziehung für unseren Glauben ist? Wo wir früher oft unter der Andersartigkeit unserer Mitchristen gelitten hatten, vermissten wir sie nun. Eine notwendige Lernerfahrung Gottes? Gemeinschaft, persönliche Beziehung, das Du, das Gegenüber gehört zum christlichen Glauben, die Gemeinschaft des großen Wir, in dem Gott selbst gegenwärtig ist - das geht nicht digital. Der Weg zum Gottesdienst, die bewusste Entscheidung am Sonntagmorgen zum Aufbrechen, die persönliche Begegnung, das Wahrnehmen der Mitchristen, das Eintreten in den Gottesdienstraum, dem Kreuz auf oder hinter dem Altar gegenüberzutreten, das Stillwerden, aufmerken, sich konzentrieren, das gemeinsame Singen und Beten

und das Abendmahl, das hörbare Vaterunser und am Schluss das Geschenk des Segens für den Alltag ganz persönlich zugesprochen bekommen - alles wichtige Bestandteile des praktischen Glaubens. Wir haben sie so selbstverständlich genommen und oft nicht gewürdigt. Nun wird ihre Bedeutung klar.

Aber vor allem zeigt sich, wie wichtig es ist, den eigenen Glauben zu pflegen, die eigene Entscheidung zur Nachfolge. In der Krise bewährt sich das, was uns wichtig ist. Das Wichtige festigt sich, alles andere wird nebensächlich. Was ist wichtig: Das Ich, das sich Jesus hingibt und zu ihm gehört. Das heißt: Die Zeit des konsumierenden, passiven Christseins ist vorbei und damit auch die mühsamen Versuche, die Kontrolle zu behalten, die eigenen Vorstellungen durchsetzen und die persönlichen frommen Bedürfnisse in den Vordergrund zu schieben. Wir können nicht mehr von anderen einfordern, dass es uns gut geht und wir das bekommen, worauf wir denken, dass wir einen Anspruch hätten. Und wir verstehen (neu), wie wichtig es ist, nicht nur die Hände zu desinfizieren, sondern vielmehr unser Herz zu reinigen - die Desinfektionsspender am Eingang zur Kirche machen uns darauf aufmerksam. Wir sollen mit Maske, verhüllt und demütig vor Gott treten. Es kommt nicht auf unser Singen und Reden an, sondern auf Gottes Wort. Wir sollen unsere Pläne loslassen und die Kontrolle aufgeben, auf Gott hören und tun, was er sagt. Gott macht seine Pläne, wir sollen gehorchen. Nicht auf unsere frommen Gefühle kommt es an, sondern auf das, was wir in der Nachfolge Jesu tun. Jetzt ist Buße und Umkehr nötig, die Veränderung unseres Herzens und unserer Einstellung. Das Gebet im Flehen zu Gott um sein Erbarmen ist das Gebot der Stunde! Jetzt zeigt es sich: Was ist unser Glaube wert, wenn es schwierig wird? Ist er echt, krisenfähig? Stehen wir auf einem unerschütterlichen Fundament?

Was heißt das für uns?

Ich denke, dass die Corona-Zeit eine ernste Warnung Gottes für uns ist: Wir sollen uns grundsätzlich und gründlich ändern. Die Pandemie ist ein prophetischer Weckruf für uns Christen, eine deutliche Warnung zur Vorbereitung für Kommendes. Wenn ich das so sage, erlebe ich auf der einen Seite ernste Zustimmung und auf der anderen Abwehr: Du bist ein Unheilsprophet, du willst dich nur wichtigmachen, diese Endzeitansagen haben gerade Konjunktur. Jede Prophetie polarisiert: Die einen glauben sie, die anderen lehnen sie ab - so war das schon bei den Propheten im Alten Testament. Was sollen wir also glauben? Durch dieses Dilemma wird die Krise noch stärker, nimmt die Unsicherheit zu. Da will man doch lieber hören: „Alles wird gut!“ Aber das stimmt einfach nicht - zumindest nicht in dieser Welt. Es geht um eine Entscheidung, was ich für richtig halte - und dementsprechend werde ich mein Leben ausrichten. Keine Prophetie kann für sich eine objektive Wahrheit beanspruchen, sie ist ein Angebot, das angenommen oder verworfen werden kann. Sie zwingt nicht, angenommen zu werden, aber sie fordert zum Nachdenken heraus. Was für den einen eine Unheilsprophetie ist, ist für den anderen eine Möglichkeit, die Vorgänge ganz anders, neu zu sehen. Denn jede Prophetie hat die Aufgabe, auf den hinzuweisen, der dahintersteckt: Gott redet. Und wo Gott am Wirken ist, entsteht Hoffnung, neue

Perspektive, Lebensmut, Glaubenskraft - nicht Angst, Entmutigung, Verzweiflung. Wir können uns unserer Angst stellen und sie aushalten.

Der Hinweis, dass es Gott ernst ist und er nicht länger duldet, dass wir unsere eigenen Wege gehen und ihn missachten, kommt nicht unvermittelt. Gottes Warnlampen blinkten schon länger auf höchster Stufe. Durch unsere Aktivität ist es uns allerdings gelungen, sie zu übersehen. Als Krisenberater konnte ich schon länger feststellen, was sich anbahnte. Wer aufmerksam sehen wollte, konnte erkennen, was nicht gut lief und dass sich mit zunehmender Geschwindigkeit eine ernsthafte Krise aufbaute:

Ich nahm eine „Überhitzung“ unserer Lebensbezüge wahr: Alles war zu viel, das Tempo zu hoch, es wurde viel organisiert und strukturiert - mit geringem Erfolg, das Leben wurde höchstens noch komplizierter. Der Druck nahm zu: Man wurde getrieben durch die eigenen Erwartungen oder den Forderungen anderer. Der Krankenstand wuchs, die Freude am Leben verringerte sich, wirkliches Ausruhen, Genießen gelang nicht mehr. Viele klagten über Burn-out-Symptome: Depression, Angst, Verweigerung. Man zog sich zurück, misstraute einander, bewertete den anderen, versuchte besser zu sein, Misstrauen grassierte. Einzelne taten immer mehr, während andere ausstiegen und sich nur noch um sich kümmerten. Eine Veränderung löste die andere ab, aber es wurde nichts besser.

Unsere Gesellschaft wurde durch eine weltweite Vernetzung unübersichtlicher. Firmen fusionierten, kollabierten, Wachstum war das Credo. Durch die Mehrbelastung Einzelner erhöhte sich die Aggressivität, die Ungeduld, der Egoismus. Wirtschaftliches Auf und Ab jagte die Menschen und hinderte sie, zu Besinnung zu kommen. Die digitalen Medien und Netzwerke taten ein Übriges: man war ständig bis zum Anschlag mit Unwichtigem beschäftigt. Einzelne bekamen immer mehr Macht und Einfluss. Die Folge: Unruhen nahmen zu bis hin zum gewalttätigen Ausbruch. Das alles sind Hinweise, dass es nicht gut läuft, alles könnten Warnungen für uns sein, endlich zu erkennen, dass wir umkehren müssen.

„Corona“ könnte uns zwingen, dies alles endlich wahrzunehmen - um Grundsätzliches zu verändern. Wer die Warnung Gottes nicht hören und sehen will, ist taub und blind - oder aber er will es nicht wahrnehmen. Es ist doch so offensichtlich: wenn die Entwicklung so weitergeht, stehen uns herausfordernde Zeiten bevor.

Ich sah neulich vor meinem inneren Auge ein Bild: ein großes, altes Haus mit vielen Stockwerken und Nebengebäuden. Das Haus ist an einem steilen Abhang gebaut. Nun fängt es an zu rutschen. Es ist vieles durch die Entwicklungen unserer Zeit und unseren Unglauben in Schiefelage geraten, keine Wunder droht der Absturz. Es werden Warnungen gerufen. Einige verlassen mit Koffern und Gepäck das Haus. Andere stehen davor mit nichts als einem Rucksack auf dem Rücken, den notwenigsten Habseligkeiten. Manche verlassen das Haus nicht.

Ich verstehe dieses Bild als prophetischen Eindruck: Das Haus ist die Kirche. Ist das möglich? Wird die Kirche in den Abgrund stürzen? Und was wird mit unserer Gesellschaft, wenn die Kirche wegbricht? Wird nicht das Abrutschen dieses Hauses einen unheilvollen Abgrund öffnen? Das darf doch nicht sein! Doch, das ist möglich: Das alte Volk hielt den Tempel in

Jerusalem für unverwüstlich und ewig, eine Garantie der Gegenwart Gottes, eine stabile Versicherung für die Zukunft. Und trotzdem: der Tempel wurde zerstört. Das neue Volk trat an seine Stelle: die Gemeinde. Aber auch dieser Tempel wird nicht ewig bleiben - vor allem wenn die Christen denken, dass ihnen nichts passieren kann, sie ihre eigenen Wege gehen und sich darauf verlassen, das Volk Gottes zu sein. Ein neuer Tempel wird gebaut: Gottes Stadt, das neue Jerusalem: Gott wird bei ihnen wohnen, hier wird Gott zu Hause sein ...

Meine Meinung ist: Wir denken heute, „Corona“ sei die Krise, sie ist aber nur eine Vorstufe von dem, was kommen wird. Es wird noch schlimmer werden. Wenn wir Corona überstanden haben, haben wir die Krise noch vor uns. Es müssen nur zusätzlich zum Ausbruch eines Virus noch Naturkatastrophen kommen (Stürme, Überschwemmungen, Erdbeben), die Versorgungslage der Bevölkerung zusammenbrechen (kein Benzin, kein Strom), bürgerkriegsähnliche Zustände auftreten, die nicht mehr zu kontrollieren sind - und das alles gleichzeitig, dann haben wir wirklich eine Krise, die wir nicht mehr so ohne Weiteres abfedern oder mit hohen Investitionssummen abmildern können. Dann wird es ausnahmslos alle treffen.

Wir sollten uns darauf vorbereiten: nicht panisch, angstvoll, sondern in großer Ruhe und mit göttlicher Gelassenheit: Was werden wir dann tun? Wie werden wir als Christen leben? Wir werden dann bis zum Äußersten gefragt sein, von uns selbst abzusehen, zu helfen, zu versorgen, zu heilen, zu bewahren, zu stärken, zu ermutigen. Wir sind dann herausgefordert zu teilen, weiterzugeben, wir können uns nicht mehr zurückziehen, verbergen, unseren eigenen Glauben unsichtbar und nur für uns persönlich leben. Dann wird sich zeigen, ob wir als Christen gelernt haben, ob uns die Hinweise Gottes gelehrt haben, mit Schwierigkeiten umzugehen.

Deshalb sollten wir heute das annehmen, was Gott uns durch die Corona-Krise zeigt: weg vom Äußeren, hin zum tiefen Vertrauen auf Gott, weg vom immer Mehr des Konsums, hin zu der Fülle Gottes, weg von der Gier des Wachstums und gegenseitiger Konkurrenz, hin zum Frieden in Gott, der uns mit allem versorgt.

Was können wir heute tun, um als Christen krisensicher zu sein?

Wir sollten heute über diese Frage nachdenken, nicht erst, wenn es zu spät ist. Ganz ehrlich und offen sollten wir unser Verhalten hinterfragen, die Warnung Gottes ernst nehmen und annehmen, was wir verändern müssen.

Wir sollten daran arbeiten, als Gemeinden eine tragfähige Gemeinschaft zu sein, wo man füreinander einsteht und einander trägt und unterstützt. Wo man lernt, von sich selbst wegzusehen, um den anderen wahrzunehmen, wo man sich zurückstellt, um dem anderen zu dienen.

Wir sollten nachbarschaftliche Beziehungen knüpfen zu Christen in der Nähe, über die eigenen Denomination hinweg, damit wir im Notfall füreinander eintreten und einander begleiten können.

Wir sollten lernen, mehr aus dem Augenblick zu leben, unmittelbar, flexibel, spontan zu sein,

damit wir auf das reagieren können, was jetzt gerade nötig ist. Wir planen dann nicht mehr langfristig, sondern hören beständig darauf, was Gott will. Wir machen nicht unsere Pläne, sondern fragen nach Gottes Absichten. Wir geben auf, die Kontrolle über uns, unser Leben und unsere Umstände im Griff zu haben, und fügen uns willig ein in das was Gott tut. Wir sollten mehr soziale Fähigkeiten entwickeln: Sehen, wo wir einander helfen können, das Leid und die Not entdecken und aktiv dagegen angehen. Wir müssen lernen, mit Krankheit, Sterben und Tod umzugehen. Das Gebet für die Kranken sollte an neuer Bedeutung gewinnen.

Die Betreuung von Kranken und Sterbenden sollte nicht nur Sache der „Alltagshelden“ sein, sondern unser gemeinsames Anliegen (trotz Ansteckungsgefahr). Niemand sollte allein gelassen oder abgeschoben werden, jedem wird in seiner speziellen Notlage mit Liebe und Fürsorge beigestanden. Wir bilden „Beerdigungsgemeinschaften“, sodass jeder in Würde und Anstand betrauert und beerdigt wird. Wir kümmern uns um die Angehörigen. Genauso haben sich die Christen in früheren Zeiten bei Epidemien, Kriegen und Notlagen verhalten.

Wir sollten ein anderes Verständnis von Erfolg und Misserfolg entwickeln, denn es muss nicht alles gelingen, perfekt und optimal sein. Es geht in unserem Glauben nicht um Perfektion und Sieg, sondern vielmehr um Durchhalten und Bleiben, Aushalten und Stillhalten, Nachgeben - diese Verhaltensweisen müssten eine neue, positive Bedeutung bekommen.

Wir sollten nicht nur auf Digitalisierung setzen, sondern auch analoge Kommunikationswege finden und ausbauen - denn im Krisenfall besteht die Gefahr, dass die digitalen Netze nicht mehr zur Verfügung stehen. Wir müssen lernen, direkt miteinander zu reden.

Wir sollten friedensfähig sein, auch dort, wo es zu unseren Lasten geht, als Friedensstifter agieren, wo es aggressiv wird, vermitteln und ausgleichen. Mutig sollten wir sein und die Stimme gegen Unrecht und Gewalt erheben. Wir sollten uns nicht vor Nachteilen und Verfolgung scheuen.

Wir sollten stärker werden im Gebet, das Gespräch mit Gott sollte für uns so wichtig sein wie das Atmen. Wir fragen in jeder Situation Gott, hören auf ihn, nehmen sein Reden erst. Wir bilden mobile, flexible Gebetsteams, die dort hingehen, wo sich Abgründe öffnen, und proklamieren Gottes Licht gegen die Finsternis.

In diesem konsequenten Handeln werden wir belastbarer, legen unsere Empfindlichkeiten ab, lassen los - auch unsere Bedürfnisse nach Konsum und einem bequemen Leben. Wir geben unsere Angst und Sorge auf. Wir vertrauen Gott. Das alles sollten wir Christen jetzt einüben, jetzt damit beginnen - das ist die Warnung von „Corona“: Es ist höchste Zeit! Corona zeigt deutlich, wo unsere Schwachstellen sind. Wenn wir jetzt nicht umdenken, um besser vorbereitet zu sein, werden uns kommende Schwierigkeiten noch weit mehr treffen als die jetzige Krise.

„Der ist immer noch nicht besser geworden“ – Enttäuschung in Gemeinden

„Jetzt haben wir einander vergeben, uns die Hände geschüttelt und erklärt, dass wir uns nicht mehr böse sind, dann haben wir sogar das Abendmahl miteinander gefeiert – aber nun muss ich feststellen, dass der andere sich nicht verändert hat.“

Wir können nicht davon ausgehen, dass nun mit einer Versöhnung alles gut ist und der andere das tut, was wir von ihm erwarten. Versöhnung ist die Grundlage dafür, dass wir uns verständigen: Was soll sich verändern? Die Beziehungsebene wurde durch die Vergebung und das Abendmahl repariert, nun müssen wir auf der Sachebene erarbeiten, was zwischen uns neu werden muss. Mogeln wir uns um diese Arbeit herum, bleibt alles doch beim Alten. Die Arbeit heißt: Es soll besser werden als vor dem Zeitpunkt, als es zu unserem Zerwürfnis kam. Es ist ratsam, bei diesen Überlegungen einen neutralen Dritten dazuzunehmen, sonst besteht die Gefahr, dass man wieder in die alten „Rillen“ kommt. Jetzt gilt es, möglichst sachlich und hörend miteinander zu reden: Was will ich und was willst du? Wie finden wir zu einem neuen, guten Miteinander?

Außerdem ist es wichtig, nach einem Streit und der erfolgten Versöhnung in der nächsten Zeit vorsichtig und behutsam miteinander umzugehen. Wie nach einer Krankheit müssen die Verletzungen erst ausheilen, neue positive Erfahrungen das Misstrauen ersetzen. Vielleicht beschränkt man sich eine Zeit lang auf einen höflichen, freundlichen, aber distanzierten Umgangsstil und geht allen Grundsatzfragen aus dem Weg. Das Neue braucht oft Zeit und einen Schutzraum, damit das kleine Pflänzchen des Vertrauens ungestört aufwachsen kann.

Aber was ist, wenn der andere gar nicht einsieht, dass er etwas tun soll? In diesem Fall müssen wir uns eingestehen, dass wir ihn nicht verändern, ja ihn nicht einmal zu einer Einsicht bringen können. Der einzige Mensch, den ich verändern kann, bin ich. Das heißt: Ich gehe den ersten Schritt. Ich bin bereit, das zu tun, was dem anderen dient – damit er den Freiraum zur Umkehr bekommt. Gleichzeitig unterlasse ich alles, was ihn provoziert und ärgert. Ich signalisiere ihm, dass ich ihn annehme, wie er ist (auch wenn mir das schwerfällt). Ich denke Gutes über ihn und behandle ihn so, wie ich möchte, dass er mich behandelt (Matthäus 7,12). Das bringt ihn vielleicht dazu, sich zu verändern – denn dadurch lege ich ihn nicht auf die Position eines Gegners fest. Wenn ich Gutes von einem Menschen denke, gebe ich ihm die Möglichkeit, gut zu werden. Meine Entscheidung heißt: Ich mache alles, um den anderen zu gewinnen. Ich erwarte nichts von ihm, aber tue, was *mir* möglich ist (Römer 12,18).

Überhaupt: Wer gibt mir das Recht, einen anderen zu bewerten? Bin ich denn der Nabel der Welt? Ist meine Sicht die einzig richtige? Es weitet meinen Blickwinkel, wenn ich versuche, den anderen Menschen, der so ganz anders denkt als ich, zu verstehen. Ich übernehme seine Perspektive und bemühe mich, die Lage mit *seinen* Augen zu sehen. Wenn ich mich in seine Situation hineinversetze, verstehe ich ihn von „innen“ – und ich erkenne dabei, dass er recht hat, zumindest aus seiner Warte. Genauso wie ich das Recht haben möchte, meine eigene

Meinung zu vertreten, so gebe ich auch dem anderen das Recht zu seiner eigenen Ansicht. Sie muss ja nicht meine werden. Ich stelle einfach fest, dass wir unterschiedlich sind.

Denn trotz aller Versöhnungsversuche bleiben wir unterschiedliche Menschen, mit unterschiedlichen Sichtweisen. Wir können uns nur gegenseitig akzeptieren: „Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat!“ (Römer 15,7). Dadurch wird Gott gelobt! Und vielleicht hat mir Gott den schwierigen Mitmenschen zur Seite gestellt, um mich in Nächstenliebe zu trainieren. Genau ihn soll ich annehmen, lieben, ihm Gutes tun und für ihn da sein. Weil Jesus mich barmherzig anblickt, kann ich dem andern ebenso mit Barmherzigkeit begegnen. Weil Gott sich mir freundlich zuwendet, will ich es auch tun – egal, wie der andere sich verhält. Der schwierige Mensch ist meine Aufgabe: Ich soll ihn lieben! Und vielleicht ist es meine unvoreingenommene Liebe, die ihn zur Umkehr führt.

Das bedeutet, dass wir unsere Erwartungen, Ansprüche, Bedürfnisse und Forderungen an den anderen loslassen und ihm ganz frei und offen begegnen: Gott wird sich um ihn kümmern! Gott kennt sein Herz und weiß, was er benötigt. Gott wird ihm auf seine Weise Selbsterkenntnis geben – so wie *er* es verstehen kann. Wenn ich denke, ich müsste den schwierigen Mitmenschen überzeugen, pfusche ich Gott ins Handwerk und trage dazu bei, dass sich der andere in seinem Herzen verhärtet, sich zurückzieht und einigelt. Meine Aufgabe ist, für ihn zu beten und ihn zu segnen (Römer 12,14).

Und wenn alles nichts hilft und die Versöhnung trotz aller Versuche nicht zur Veränderung führt? Dann darf ich mich zurückziehen und mir sagen, dass ich alles getan habe, was möglich war, um Frieden zu halten. Nun entscheide ich mich, dem anderen aus dem Weg zu gehen. Ich gebe ihm keine Möglichkeit mehr, mich zu ärgern oder herauszufordern. Ich grüße ihn freundlich, mache aber einen Bogen um ihn. Ich vermeide das Gespräch – vor allem in den Bereichen, wo es wieder kontrovers werden könnte. Ich beschränke den Kontakt zu ihm auf ein Minimum. Das ist besser als ständige Querelen, die nichts bewirken, sondern nur bitter und müde machen. Ich wende mich bewusst dem Guten zu und schaue auf das Schöne, Aufbauende und mache mir klar: Ich muss nicht immer recht haben. Ich muss nicht in jedem Fall der Sieger sein. Gott ist größer als die Schwierigkeiten, die wir *nicht* miteinander bewältigen können.

Was hilft uns in der Krise?

Fest sein, ohne starr zu werden, ist der wichtigste Grundsatz, um die Krise zu bewältigen. Fest sein heißt: Einen sicheren Standpunkt haben, sich nicht verunsichern lassen.

Starr werden bedeutet: erstarren, unbeweglich sein. Starrheit drückt sich aus in Resignation, zurückschauen, vielleicht sogar Verzweiflung.

Wie können wir einen sicheren Standpunkt haben und doch beweglich bleiben?

Wenn wir uns festhalten können und dieser sichere Griff uns nicht festlegt, haben wir Halt und trotzdem Spielraum. Dieser feste und sichere Halt ist an der Hand Gottes: „Dennoch bleibe ich stets an dir; denn du hältst mich bei meiner rechten Hand“ (Psalm 73,23). Wir sollten gerade jetzt in diesen unsicheren Zeiten Gott unsere Hand hinhalten, dass er uns festhält.

Zudem brauchen wir jetzt in der Krise Geduld: „So seid nun geduldig ...“ (Jakobus 5,7). Wir lernen auszuhalten und werden belastbarer. Denn Geduld schafft Bewährung, daraus erwächst Hoffnung. Wer Hoffnung hat, ist nicht verloren (Römer 5,4). Wir setzen unsere Hoffnung nicht auf uns selbst, nicht darauf, dass sich die Umstände ändern und es irgendwann besser wird, sondern auf Gott, auf seine Liebe und Fürsorge. Er meint es auch in der Krise gut mit uns und wird uns nicht hängen lassen! In der Krise stärken wir unseren Glauben, indem wir mehr als vorher Gott vertrauen.

Wir können also Gott in den Schwierigkeiten für die Schwierigkeiten danken. „Leidet jemand unter euch, der bete; ist jemand guten Mutes, der singe Psalmen“ (Jakobus 5,13). Das Beten in der Krise lenkt unseren Blick von den Problemen weg hin zu Gott. Wir verändern unsere Blickrichtung, das gibt uns Freiheit und Beweglichkeit.

Und noch ein weiterer Punkt eröffnet uns Freiraum: In der Krise zerbröckelt, was keinen Bestand hat, Wichtiges und Unwichtiges trennen sich. Wir erkennen, was wirklich wichtig ist - und können Unwichtiges loslassen. Wir befreien uns von Ballast und haben mehr Zeit und Kraft für das, was uns weiterbringt. Wir finden heraus, dass etliches in unserem Leben uns nur ablenkt und unnötig beschäftigt. Es wird nun deutlich, was tatsächlich einen Wert hat (Hebräer 12,27).

Sorge macht mir allerdings die zunehmende Polarisierung in unserer Gesellschaft. Es scheint so, dass man sich an starren Zuordnungen festhalten will, Bestätigung sucht, einfache und plausible Antworten wählt, um Sicherheit zu gewinnen. Wir legen uns fest und erstarren, wir lassen uns vereinnahmen und verlieren Freiheit. Wir sollten uns nicht in einen starren Bewertungsrahmen drängen lassen. Es gibt nicht nur das Entweder-oder, sondern auch das Sowohl-als-auch. Wir suchen die Mitte, das Verbindende. In der Mitte steht Jesus, er verbindet - ohne uns einzuengen.

Das Gute ist: In der Krise ist alles nur vorläufig und niemand weiß letztlich Bescheid. Wir können loslassen und uns spontan und flexibel auf das einlassen, was jetzt wichtig und richtig ist. Endgültige Bewertungen und absolute Festlegungen sind gerade nicht möglich.

Wenn wir Spielraum haben, können wir gemeinsam und miteinander nach Lösungen suchen
- und ganz neue Möglichkeiten entdecken. Die sollten wir umsetzen: mutig und kühn - an der
Hand Gottes.

Die Begegnung

In der Nacht zum Ostersonntag war ich plötzlich hellwach. Ich trat auf die Terrasse und sah im Mondlicht eine große dunkle Gestalt. Sie sprach mich an.

K: Ich bin die Krankheit. Ich will mich vorerst wieder verabschieden.

Ich: Vorerst? Kommst du wieder?

K: Im Augenblick ist meine Aufgabe erledigt. Wenn ich das nächste Mal komme, werde ich nicht so schnell wieder gehen.

Ich: Was war deine Aufgabe?

K: Ich sollte euch warnen, ihr wart zu selbstsicher. Ihr habt gedacht, ihr wärt unverletzlich und habt nur das getan, was euch diente. Euer Kreisen um euch selbst hat euch verletzlich gemacht. Durch eure vielen Bedürfnisse und Wünsche seid ihr anfällig geworden. Es war alles zu viel, ihr habt euch überfordert.

Ich: Bitte entschuldige, dass ich du zu dir gesagt habe.

K: Das macht doch nichts. Eine Krankheit ist eine sehr persönliche Sache, da müssen wir uns nicht so förmlich begegnen.

Ich: Hat dich Gott geschickt, um uns zu warnen?

K: Nein, mein Auftraggeber ist ein anderer, Gott hat es lediglich zugelassen, damit ihr endlich aufwacht.

Ich: Was wollte dein Auftraggeber von dir?

K: Ich sollte zerstören, töten, aber vor allem sollte ich euch verwirren und in Angst versetzen. Ihr solltet eure Ohnmacht spüren und panisch werden. Dann hätte mein Auftraggeber ein leichtes Spiel mit euch gehabt. Aber Gott hat mich am Schlimmsten gehindert und meine Möglichkeiten beschränkt.

Ich: Was war Gottes Absicht?

K: Er hat mich begrenzt, deshalb gehe ich wieder. Er wollte nicht, dass ihr an eure letzten Grenzen kommt, denn das hättet ihr nicht ausgehalten. Er hat meine Zeit verkürzt und mich festgehalten.

Ich: Trotzdem hast du viel Verwirrung und ein großes Durcheinander angerichtet.

K: Ja, das sollte ich auch, aber ich durfte nicht mehr tun, als Gott mir erlaubt hat. Er wollte, dass ihr in eurer Angst zu ihm findet, ihm eure Hilflosigkeit erklärt und Rettung bei ihm sucht. Er wollte nicht, dass ihr zerstört werdet, sondern im Gegenteil neuen Glauben und neues Vertrauen findet.

Ich: Wäre das nicht anders gegangen?

K: Wie kannst du das fragen? Das kannst du nicht beurteilen. Es war so schlimm mit euch, dass euch nur ein harter Schrecken zur Umkehr bewegen konnte. Damit ihr endlich auf Gott schaut und nicht auf eure egoistischen Bedürfnisse. Trotzdem hat Gott eure Gebete gehört und er gibt euch noch eine Chance, deshalb werde ich weggeschickt.

Ich: Dann hätte dein Auftraggeber sein Ziel nicht erreicht!

K: Es ist genau das Gegenteil von dem passiert, was er eigentlich wollte: Die Christen haben mehr als jemals vorher zueinandergefunden. Aber ich weiß, er wird nach nachlassen in seinem Bemühen, sich alles untertan zu machen. Außerdem ist noch nicht ausgemacht, wie die Geschichte wirklich endet.

Ich: Was meinst du damit?

K: Wenn ich jetzt weggehe, werden die Menschen aufatmen - und die Gefahr besteht, dass dann alles wie vorher ist. Vielleicht wollen sie auch das nachholen, was sie versäumt haben - und es wird sogar schlimmer als jemals.

Ich: Was sollen wir tun?

K: Ihr sollt innehalten, nachdenken, euch überlegen, was sich ändern muss.

Ich: Was muss sich denn ändern?

K: Das, was euch in meine Arme getrieben hat: die Hetze, die Sucht nach mehr, die Konkurrenz, das Gegeneinander, das Vergleichen und die Abwertung der anderen. Ihr müsst zu einem neuen Lebensstil finden: Dankbarkeit, Freude, Wertschätzung, Liebe - und auch Verzicht. Dann seid ihr immun gegen die Krankheit.

Ich: Meinst du, wir haben eine Chance?

K: Das konnte ich aus nächster Nähe beobachten: Menschen unterstützten sich und waren füreinander da. Wildfremde Menschen kamen in Kontakt zueinander, Nachbarn trafen sich zum Singen am Gartenzaun, langjährige Streitereien wurden beendet. Das war beeindruckend. Ich habe das Beste aus den Menschen herausgeholt. Geht doch, denke ich - und: So müsst ihr weitermachen!

Ich: Dann gibt es Hoffnung für uns?

K: Warum geht das nur, wenn die Not groß ist? Warum kommt ihr erst dann zu Gott, wenn es euch an den Kragen geht? Ihr müsst euch grundsätzlich ändern: euer Denken, eure Ansichten, eure Bedürfnisse. Ob das geschehen wird? Ich zweifle daran. Außerdem habt ihr nicht viel Zeit. Es kann sein, dass ich bald wieder vor der Tür stehe.

Ich: Kannst du nicht länger warten, bis du wiederkommst, damit wir mehr Zeit haben?

K: Nein, das liegt nicht in meinem Einfluss. Ihr müsst jetzt alles tun, was ihr könnt, und das, was ihr in den letzten Wochen an Gutem gelernt habt, umsetzen. Zögert nicht. Und lasst euch nicht von denen daran hindern, die nicht mitmachen wollen. Denn ich habe auch anderes gesehen: Menschen, die rücksichtslos waren, nur ihren Vorteil sahen und sich nicht um die Not und Verzweiflung der anderen gekümmert haben, ich erlebte Ausgrenzung und Misstrauen.

Ich: Es wird also darum gehen, wer stärker ist?

K: Es ist jetzt wichtig, ob die Liebe siegt oder der Egoismus, ob ihr wirklich anders lebt. Ihr könnt es, wenn ihr Gott vertraut und ihn bittet, dass er euch dabei hilft. Wenn ihr zu ihm gehört, habe ich als Krankheit letztlich keine Macht über euch, dann seid ihr sicher.

Ich: Werden wir dann nicht mehr krank?

K: Nein, das ist es nicht, natürlich werdet ihr auch dann krank, wenn ihr zu Gott gehört. Aber die Krankheit kann euch nicht zerstören, ihr seid ihr nicht ausgeliefert, wenn ihr in Gottes Händen seid. Ihr müsst euch nicht ängstigen und in Panik verfallen. Ihr seid geborgen und sicher - auch wenn die Umstände vielleicht noch schlimmer werden, als sie jetzt waren.

Ich: Wenn du wiederkommst - ist es dann das Ende der Welt?

K: Das weiß ich nicht. Aber ich weiß, dass es dann um alles geht. Es ist wichtig, dass ihr euch darauf einstellt, indem ihr euch innerlich vorbereitet. Denn wenn ich wiederkomme, ist auch Jesus nicht weit. Je schlimmer es wird, desto näher ist er. Wenn die Nacht am dunkelsten ist, beginnt ein neuer Morgen. Siehst du?

Und tatsächlich, am Horizont zeigten sich die ersten Anzeichen des neuen Tages, der Ostermorgen hatte begonnen.

Stillhalten in der Krise

Eine Krise ist ein unangenehmer Zustand, denn sie führt uns in Grenzbereiche unseres Lebens: Wir verlieren die Kontrolle über unsere Umstände, sind verunsichert, weil wir nicht wissen, was wir tun sollen und tun können. Wir sind konfrontiert mit einer Situation, die wir nicht übersehen und für die wir keine Handlungsoptionen haben. Wir sehen über den momentanen Zustand nicht hinaus und haben das Gefühl, in einer Sackgasse festzusitzen. Entweder reagieren wir ohnmächtig und verharren oder wir handeln panisch und impulsiv. Beide Verhaltensweisen sind nicht optimal, sie vergrößern die Krise sogar. Besser wäre es, einfach stillzuhalten, um in Ruhe festzustellen: Ich habe ein Problem.

Grenzerfahrungen sind nötig, denn sie bringen uns in Kontakt mit dem Leben - die Lebenskräfte melden sich, das, was wir eigentlich wollen, was eigentlich in uns steckt. Eine Krise öffnet die Tiefe unseres Lebens, wir kommen neu in Kontakt mit uns selbst, spüren, was bisher in uns verborgen war oder durch vieles zugeschüttet wurde. Wir werden mit der Frage konfrontiert: Was ist wirklich wichtig? Wir denken darüber nach, was unser Leben ausmacht und bestimmt, wir beginnen zu sortieren, was zählt und was nicht. Unsere Pläne und Vorhaben, die eigenen Vorstellungen eines gelingenden Lebens kommen auf den Prüfstand. In den Grenzbereichen unseres Lebens finden wir Gott.

Gott begegnet uns, wenn wir nicht mehr weiterwissen, weil wir mit unseren Möglichkeiten am Ende sind. Diese Erfahrung ist gut für uns, denn sie schützt uns vor unseren eigenen Ansprüchen und allem überzogenen Denken. Wir stellen fest, dass wir keinen Anspruch an das Leben haben, denn das Leben ist ein Geschenk. Wir machen es nicht, sondern bekommen es. Nichts, was unser Leben ausmacht, haben wir uns selbst erworben, wir haben letztlich nichts selbst in der Hand. Diese Feststellung führt zur Demut und bewirkt Gelassenheit. Wir schauen nicht auf uns, sondern auf Gott: Was willst du? Wir fragen neu nach dem grenzenlosen Gott, der unser Leben absichert und fest macht.

Es ist ja oft unser Machenwollen, was die Krise verursacht. Wir wollen zu viel oder Falsches. Wir verlangen von Gott das Optimale, eine Garantie für ein gelingendes und gutes Leben. Aber die gibt es nicht. Niemand hat einen Anspruch auf ein Leben ohne Probleme und Schwierigkeiten. Wir müssen akzeptieren, dass wir unser Leben nicht machen, sondern dass es sich ereignet. Gott ist nicht die Versicherung für ein leichtes Leben. Er will, dass wir stark werden, und hilft uns dabei.

Zu akzeptieren, dass zu unserem Leben auch Schwierigkeiten und Notzeiten gehören, ist die erste und grundlegende Maßnahme zur Bewältigung einer Krise. Wir nehmen an, was wir nicht ändern können, denn es gehört zu unserem Leben dazu, es ist Teil unserer Biografie. Wir halten aus, dass manches nicht so wird, wie wir es uns vorstellen. Und wir bringen die Grenzen, die wir erfahren, in Verbindung zu Gott, der uns einen weiten Raum gibt (Psalm 31,9) - aber es ist sein Raum, nicht unsere Fluchtmöglichkeit. So schauen wir über unsere Begrenztheit hinaus und bekommen eine neue Perspektive.

Die Gefahr ist, dass wir aus der Krise heraus nach Ägypten fliehen. In dieser Versuchung stand das Volk Israel in seiner Geschichte immer wieder (zum Beispiel Jeremia 42, 13-17). Nach Ägypten fliehen bedeutet, rückgängig zu machen, was Gott getan hat, seine Möglichkeiten zu verwerfen. Gott hatte sein Volk aus der Sklaverei Ägyptens herausgeführt und ihm Freiheit geschenkt. Der Weg zurück wäre zwar eine Rückkehr in ein vertrautes Leben, in die gewohnte Sicherheit der normalen Abläufe - aber auch ein Zurück in alte Abhängigkeiten. Statt uns auf Gott zu verlassen und ihm zu vertrauen, würden wir es doch wieder selber machen und die Umstände unseres Leben in die eigenen Hände nehmen. Aber das ist ja bereits früher schiefgegangen, sonst wären wir nicht in die Krise geraten.

Nach Ägypten fliehen heißt für uns heute: Notkonstrukte zu erfinden, um aus der krisenhaften Lage doch noch das Beste zu machen. In Hektik zu geraten, um das Schlimmste zu verhüten und zu retten, was zu retten ist. Das Bisherige zu wiederholen, das Vertraute zu beleben, die Aktivität bis zum Äußersten zu erhöhen, um abzusichern, was doch nicht mehr zu halten ist. Sich an Menschen zu hängen, von ihnen Hilfe zu erwarten und zu hoffen, dass sie einen Ausweg ermöglichen. Nach Verantwortlichen zu suchen, um sie haftbar zu machen und zu verpflichten, eine Lösung zu finden. „Ägypten“ - das sind die eigenen Ideen, die verzweifelten Rettungsversuche, die Ausflüchte in der vergeblichen Hoffnung auf Verbesserung.

Besser wäre, stillzuhalten, auf Gott zu schauen und die Erlösung von ihm zu erwarten, alle Versuche einer Selbsterlösung und Selbstrettung aufzugeben. Besser wäre, neu ihm zu vertrauen, alles auf ihn zu setzen und von ihm zu erwarten - auch wenn wir dann die schwierige Lage ganz in seine Hand geben und uns noch abhängiger von ihm machen. Wir sollten in der Krise dem Impuls widerstehen, uns selbst am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen - und uns stattdessen in die Hände des allmächtigen Gottes fallen lassen, ihm neu unser Vertrauen aussprechen und erwarten, dass er „es“ macht, uns hilft, uns rettet und uns weiterbringt - auf seine Weise und nicht unbedingt so, wie wir es uns vorstellen. Wir dürfen Gott keine Bedingungen stellen.

Das fällt uns selbstbestimmten, aktiven und zielorientierten Menschen schwer. Wir wissen ja, was für uns gut ist und was wir wollen. Die Krise lehrt uns jedoch, loszulassen, herzugeben, was wir krampfhaft festhalten und was uns so wichtig ist. Dadurch werden wir frei: von uns, unseren Vorstellungen und Wünschen. Und nur wer wirklich frei ist, findet die richtigen Möglichkeiten, die Krise zu bewältigen, ganz neue Wege zu gehen, ungewisse Schritte zu wagen. Die Krise kann uns befreien vom Kreisen um uns selbst - unsere individualistische Welt braucht Krisen zu ihrer Befreiung. Wenn es nicht weitergeht, können wir umkehren! Wenn wir nichts mehr tun können, können wir hoffen. Wenn wir nicht über den Moment hinaussehen können, schauen wir auf Gott. Die Krise bedeutet eine Befreiung von uns selbst.

Wir schauen auf Gott, wir erwarten alles von ihm. Wie der Freund des Bräutigams stehen wir dabei und freuen uns, was geschieht (Johannes 3,29). Wir werden Zeuge eines anderen Vorganges, den wir beobachten: Gott verbindet sich mit den Menschen. Jetzt kommt endlich

zur Erfüllung, was schon längst geplant ist. Wenn wir frei sind von uns selbst, sehen wir, was geschieht, was Gott tut - und wie etwas Neues beginnt. Es startet ohne unser Zutun, wir sind höchstens Zeugen dessen, was Gott bewirkt. Wir staunen und freuen uns. Weil wir sehen, können wir es bekräftigen und bestätigen: Gott handelt. Wir werden zu „Trauzeugen“ dessen, was Gott in seiner Liebe zu uns Menschen vollzieht. Gott ist fertig geworden und deshalb kann etwas Neues anfangen - mit uns. Das Alte ist vorbei, Neues wird. Und wir schauen voll Freude dabei zu.

Die uneigennützigste Freude ist wichtig. Sie ist das Feuer in den Lampen, die uns die Nacht der Krise hell macht (Matthäus 25, 1-13). Wir sollten rechtzeitig einen ausreichenden Vorrat an Öl für Krisenzeiten anlegen. Das Öl, das einen Teil der Brautjungfern in ausreichendem Maß dabei hatten, war ihr Glaube, ihre Hoffnung, ihr Vertrauen. Wie bei ihnen darf auch für uns der Glaube, die Hoffnung, das Vertrauen nicht ausgehen, damit das Feuer unserer Freude und Zuversicht nicht erlischt. Wichtig ist also für uns, dass wir unseren Glauben immer wieder erneuern, die Hoffnung festhalten und Gott unser Vertrauen erklären. Wir tun das, wenn wir uns klarmachen, dass Gott durch alle unsere Krisen hindurch zu seinem Ziel kommt. Er ist größer als unsere Schwierigkeiten und er hat für alle unsere Probleme eine Lösung - seine Erlösung.

Durch unsere Krisen hindurch baut Gott sein Reich, entsteht das neue Jerusalem, die Hütte Gottes bei den Menschen (Offenbarung 21). Durch Krisen hindurch vollzieht Gott sein Werk der Erneuerung, denn in der Krise zerbricht das Alte, unser Wollen und Können, und Neues entsteht: Gottes Reich, seine Herrlichkeit, sein Leben. Und wir? „Durch Stillesein und Hoffen könnten wir stark sein“ - das ist unsere Aufgabe (Jesaja 30,15).

Zwei Interviews aus aktuellem Anlass

Die Gespräche führte Johannes Stockmayer, Gemeinde- und Krisenberater (www.bettina-johannes-stockmayer.de).

Das erste Gespräch fand mit Herrn T. statt - er wollte nicht, dass sein Name veröffentlicht wird, da er negative Folgen für sich fürchtete. Herr T. ist ein hochrangiger Vertreter der Hölle.

J.S.: Herr T., sind Sie zufrieden mit den letzten Tagen und Wochen?

Herr T.: Wir sind sehr zufrieden. Die Sache entwickelt sich schlechter, als wir gedacht hatten. Das ist sehr gut für uns.

J.S.: Was hatten Sie geplant?

Herr T.: Da wir schon seit einiger Zeit wissen, dass uns die Zeit davonrennt, wollten wir eine große weltweite Maßnahme starten, die uns die Menschen in unsere Hände spielt. Wir wollten die größtmögliche Verwirrung erreichen und das soziale Leben lahmlegen.

J.S.: Wie sind Sie vorgegangen?

Herr T.: Im letzten Sommer haben sich die führenden Strategen unserer Mannschaft getroffen, um weitreichende Maßnahmen zu beraten. Wir hatten die Sorge, dass uns das Gesetz des Handelns aus der Hand gleitet, da zunehmend positive Ansätze zu beobachten waren: durch die Flüchtlingskrise, die Energiekrise, die Umweltdebatte waren Ansätze einer Veränderung hin zu mehr Gemeinsinn zu beobachten. Das waren für uns schlechte Entwicklungen.

J.S.: Deshalb wollten Sie gegensteuern?

Herr T.: Wir mussten zeigen, dass es uns auch noch gibt. Das ist uns gelungen.

J.S.: Was haben Sie getan?

Herr T.: Wir haben in unseren Labors ein hochwirksames Virus entwickelt. Wir mussten dann nur noch den idealen Ausgangspunkt finden. Wir benötigten ein Umfeld, indem die erste Ausbreitung ungestört stattfinden konnte. So haben wir begonnen - und es hat tatsächlich geklappt.

J.S.: Welche Strategie haben Sie zur Ausbreitung benutzt?

Herr T.: Es ist uns gelungen, die Hauptinteressen der Menschen für uns zu verwenden, wir haben uns ihre Bedürfnisse zunutze gemacht. Das war genial und ohne jede Abwehrmöglichkeit.

J.S.: Wie meinen Sie das?

Herr T.: Das ist doch offensichtlich: Durch die Gier nach immer mehr Wachstum sind die Wirtschaftsbeziehungen weltweit verflochten. Es ist die Sucht nach mehr, die uns in die Hände spielt, denn dadurch erhöht sich das Tempo und der Leistungsdruck. Die digitale Vernetzung beschleunigt die Kommunikation. Informationen breiten sich in Windeseile aus und entwickeln eine enorme Eigendynamik. Das sind optimale Bedingungen zur Ausbreitung unseres Virus.

J.S.: Sind Ihre Pläne aufgegangen?

Herr T.: Das sehen Sie doch! In rasender Geschwindigkeit konnte sich das Virus verbreiten. Die Menschen wurden in kurzer Zeit von den Fakten überrollt, es blieb ihnen höchstens Zeit zu raschen Hamsterkäufen. Die Angst verbreitete sich schneller als das Virus. Dabei ging es uns in erster Linie gar nicht darum, dass Menschen sich anstecken und krank werden. Die Umstände der Pandemie sind für uns viel wichtiger. Wir erzeugen eine irrealer Angst, um von der berechtigten Angst abzulenken.

J.S.: Was meinen Sie damit?

Herr T.: Die Menschen sollten beschäftigt werden und in die Defensive geraten, Verunsicherung und Panik sich ausbreiten. Und das sollte dazu führen, dass die sozialen Bezüge zerbrechen, die Menschen vereinzeln. Dann sind sie für uns eine leichte Beute.

J. S.: Sind Sie zufrieden mit dem, was Sie erreicht haben?

Herr T.: Wie gesagt: ja, uneingeschränkt. Wir sind sehr zufrieden. Sogar die Christen haben panisch reagiert. Das hätten wir nicht gedacht. Wir haben hier mit erheblichem Widerstand gerechnet. Der blieb aus.

J.S.: Die Christen hatten ja keine andere Chance.

Herr T.: Das hat uns auch erstaunt, damit haben wir im Traum nicht gerechnet. Wir hatten erwartet, dass die Christen nun erst recht ihren Glauben präsentieren und Hoffnung im Chaos vermitteln.

J.S.: Es gab doch einige Christen und Gemeinden, die mutig waren und ihre Gottesdienste trotzdem durchführen wollten, aber sie durften nicht.

Herr T.: Das waren nur wenige und nicht sehr überzeugend. Was keine offizielle Christenverfolgung erreicht hätte, hat dieses Virus erreicht: Gottesdienste wurden abgesagt, die Christen zogen sich in ihr Schneckenhaus zurück

J.S.: Was denken Sie, woran lag das?

Herr T.: Wollen Sie das wirklich wissen? Wir beobachten schon seit geraumer Zeit, dass sich die Christen immer mehr der Welt gleich machen und zu einem nicht mehr unterscheidbaren Teil der Gesellschaft werden. In vielen Gottesdiensten ging es ja mehr um

gesellschaftliche Anlässe, als um den Glauben. Weil die Christen Teil einer allgemeinen Kultur sind, gehen sie mit unter, wenn Strukturen zerbrechen.

J.S.: Fürchten Sie nicht, dass die Krise dazu führt, dass die Menschen nun ihre besten Seiten entdecken und gemeinschaftsfähiger werden, um gemeinsam die Herausforderungen zu bewältigen? Und dass die Christen vielleicht durch diese Umstände zu ihren eigentlichen Wurzeln zurückfinden?

Herr T.: Ich kann es Ihnen ganz offen sagen, ohne dass ich ein Geheimnis preisgebe, denn die Entwicklung ist unumkehrbar. Dieses Virus ist für uns nur ein großes Experiment, in Wirklichkeit geht es für uns um etwas ganz anderes, um ein noch tödlicheres und gefährliches Virus: das Virus der Ichsucht, der Egoismus. Mit diesem Virus haben wir die Menschheit bereits schon grundsätzlich erreicht und durchseucht. Dieses Virus ist viel gefährlicher, weil es durch keine Labortests identifiziert werden kann. Es scheint für die Menschen sogar äußerst attraktiv und interessant zu sein. Sie wehren sich nicht dagegen. Dabei zerstört dieses Virus in Kürze alle Beziehungen, isoliert die Menschen und lässt sie vereinsamen, die Liebe nimmt ab, die Kälte zu. Dieses Virus ist absolut tödlich - aber keiner merkt es. Das sind für uns die optimalsten Arbeitsbedingungen.

Zweites Interview

Mit Frau E. - sie wollte nicht, dass ihr Name genannt wird, weil sie nicht möchte, dass sie von Menschen verehrt wird, anstatt Gott. Frau E. gehört zu den „himmlischen Heerscharen“.

J.S.: Waren Sie von den Entwicklungen der letzten Wochen überrascht?

Frau E.: Wir waren nicht überrascht, nein. Wir wissen ja, dass es zu solchen Entwicklungen kommen muss. Dass diese Dinge geschehen, ist schon lange vorhergesagt.

J.S.: Wie reagieren Sie auf diese Entwicklungen?

Frau E.: Wir reagieren nicht, wir agieren. Die Pläne für die Zukunft sind in der Hand Gottes, er handelt. Er weiß, was geschehen wird, er setzt die Rahmenbedingungen und macht keine Experimente.

J.S.: Kann man dann sagen, dass die sogenannte Endzeit angebrochen ist?

Frau E.: Das wissen wir nicht, das weiß allein Gott. Er bestimmt, wann die Zeit erfüllt ist. Erfüllung heißt bei ihm nicht: Das Maß ist voll! - sondern: Es hat sich erfüllt, was er sich vorgenommen hat.

J.S.: Was tun Sie in diesen Tagen des Wartens?

Frau E.: Wir tun, was wir schon immer getan haben: Wir machen uns bereit, wir harren und sind jederzeit in der Lage, dem Befehl Gottes zu folgen. Was er sagt, tun wir. Wir sind hochkonzentriert und aufmerksam.

J.S.: Was raten Sie uns Menschen?

Frau E.: Wir raten nichts, das ist nicht unsere Aufgabe. Jeder Mensch muss seine eigene Entscheidung treffen - dazu hat er die Bibel. Wir unterstützen allerdings die Menschen in ihrem Wollen und schützen sie.

J.S.: Davon ist aber gerade wenig zu spüren ...

Frau E.: Haben Sie eine Ahnung! Wir sind überall am Werk - vor allem dort, wo die Menschen unsere Unterstützung wollen und Ermutigung suchen. Aber wir wissen auch, dass Böses und Gutes offenbar werden müssen - beides zeigt sich jetzt.

J.S.: Was meinen Sie damit?

Frau E.: Das Problem begann mit dem Sündenfall. Adam und Eva aßen vom Baum der Erkenntnis, seither leben die Menschen unter dem Fluch, dass sie alles in Gut und Böse einteilen müssen. Sie unterscheiden, beurteilen und bewerten. Jesus ist gekommen, dass die Menschen von diesem Fluch erlöst werden. Bei Jesus geht es um einen Neuanfang: „Siehe ich mache alles neu.“ Die Menschen werden heute mit Bösem konfrontiert, damit sich das Gute zeigen und vom Bösen absetzen kann. Dann wird deutlich, dass es um etwas ganz anderes geht: einen grundsätzlichen Neuanfang durch Jesus Christus.

J.S.: Ist das die Chance der gegenwärtigen Krise: dass sich das Gute zeigt?

Frau E.: Ja und nein. Es ist gut, wenn der Gemeinsinn zunimmt und alle Energie aufgewendet wird, um diese jetzige Krise zu bewältigen. Aber die Krise wäre nicht bewältigt, wenn nun doch wieder nur um äußere Absicherungen ginge und hilflose Versuche unternommen würden, das Gute zu retten. Das Gute kann nicht mit menschlichen Maßnahmen erreicht werden.

J.S.: Sondern, um was geht es?

Frau E.: Ein vollkommener Neuanfang ist nötig - die Hinwendung zu Jesus, um alles von ihm zu erwarten. Dazu gehört die Bereitschaft loszulassen. Diese Krise kann den Menschen zeigen: Wir sind mit unserem Latein am Ende, unsere menschlichen Erkenntnisse von Gut und Böse sind am Ende angelangt. Nun aber bitte keine panischen Bemühungen. Wir müssen uns grundsätzlich verändern - und neu anfangen.

J.S.: Was heißt das für die christliche Gemeinde?

Frau E.: Die Christen können sich auf ihre Grundlage besinnen: die Hingabe an Gott, die Nachfolge Jesu. Dazu gehört das Gebet, Bibellesen und Austausch in der kleinen Gruppe - die Zeit des Gemeindegewachstums und der großen Konferenzen ist vorbei. Niemand kann sich

mehr in der großen Menge verstecken und Mitläufer sein, jeder lebt seinen Glauben konsequent, klar und liebevoll.

J.S.: Haben Sie eine Ermutigung für uns Christen?

Frau E.: Achten Sie auf die Zeichen der Zeit: Sehen Sie nicht, dass bereits ein neuer Tag anbricht? Mitten im Chaos hat das Neue doch bereits schon begonnen. Das Ende ist ein neuer Anfang. Schauen Sie nicht zurück und nicht auf sich, sondern nach vorn, finden Sie heraus, was Sie erwartet und mit großen Schritten auf Sie zukommt.

J.S.: Und wenn doch Menschen an diesem Virus sterben?

Frau E.: Wer stirbt, ist denen, die leben, nur einen kleinen Schritt voraus. Bei uns spielt die Zeit keine Rolle. Hier ist alles anders. Würden Sie das, was Sie Krise nennen, aus unserer Perspektive sehen können, würden Sie lachen über alle Bemühungen der Menschen um Rettung.

J.S.: Bitte ein kurzer Satz zum Schluss!

Frau E.: Vertrauen Sie Gott: Die Krise ist nicht das Ende - sondern der Schritt in eine neue Zukunft!